



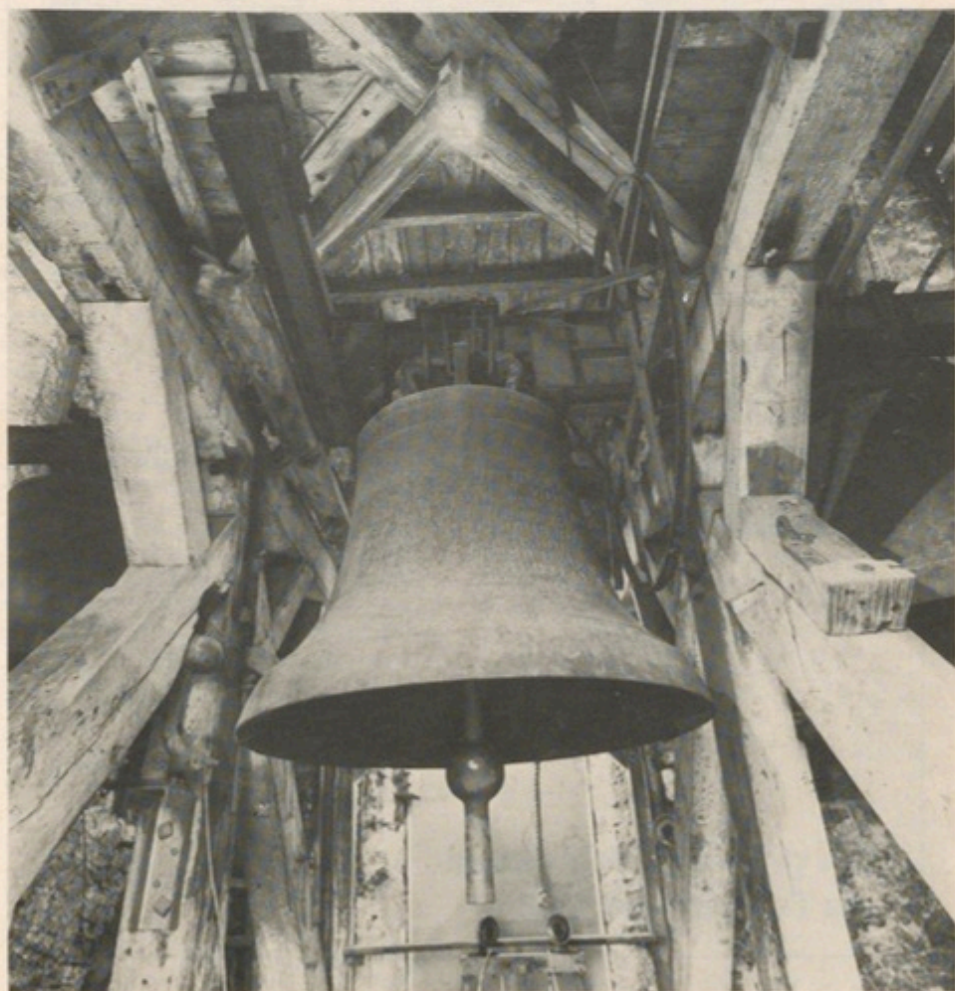
Gütersloher Beiträge zur Heimat- und Landeskunde

der Städte und Gemeinden des Kreises Gütersloh

Heft 52/53 – Dezember 1978

Aus dem Inhalt:

Das Gütersloher Nachtsangeläut, seine Geschichte und Bedeutung – Über die historischen Beziehungen zwischen Verl und dem Fürstentum Liechtenstein – Der Rathausbau zu Rietberg im Jahre 1804 – Auf den Spuren Gütersloher Auswanderer in die Neue Welt – Aus dem Hüsseten-Register von 1738 – Zur Erinnerung an einen berühmten Otterjäger aus Clarholz – Von der letzten großen Räuberbande Ostwestfalens und der Gründerzeit Friedrichsdorfs – Hier wed Platt kürt – Es geschah in Gütersloh – Blick in Bücher, Bibliotheken und Archive





Schloß Holte – barockes Jagdschloß der ehemaligen Grafen von Rietberg, 1616 unter Graf Johannes und Gräfin Sabina Catharina vollendet.

KREIS GÜTERSLOH

Ein Streifzug durch die Geschichte

dieses jungen Kreises zwischen Teutoburger Wald und Ems, zwischen Münsterland und Senne führt vorbei an steinernen Zeugen der Vergangenheit:

- Burgruine Ravensberg
- Klosterkirche Marienfeld
- Fürstenschloß Rheda
- Amtshaus auf dem Reckenberg
- Jagdschloß in der Holte

Der grüne Industriekreis am Teutoburger Wald

Gütersloher Beiträge

zur Heimat- und Landeskunde des Kreises Gütersloh

Heft 52/53

Dezember 1978

Das Nachtsangeläut, seine Geschichte und Bedeutung

Seit dem Jahre 1790 ist in Gütersloh das Nachtsangeläut bekannt. Es wird vom Abend vor Allerheiligen (31. Oktober) bis zum Abend vor Mariä Lichtmeß (2. Februar) vom Turm der Martin-Luther-Kirche jeweils samstags oder am Tage vor einem Feiertag geläutet. Die Zeit des Läutens ist zwischen 20.00 und 20.45 Uhr, am 1. Weihnachtsfeiertag auch morgens zwischen 5.00 und 6.00 Uhr vor der Uchte. Dieses Läuten vor der Uchte hat wohl auch den plattdeutschen Satz geprägt: „in de Uchte lüen“. Eine weitere Ausnahme, außerhalb der festgesetzten Zeit zu läuten, ist die Silvesternacht. Hier wird, in Abwechselung mit einem Posaunenchor oben auf der Galerie des Turmes, in der Zeit zwischen 23.00 und 24.00 Uhr, also in der letzten Stunde des Jahres, abwechselnd geläutet und geblasen. Zu diesem einmaligen Ereignis trafen sich seit Bestehen des Nachtsangeläutes in früheren Jahrzehnten oft Hunderte von Güterslohern auf dem alten Rathausplatz. Eine fürwahr feierliche Begegnung von Mitmenschen, das alte Jahr zu verabschieden und das neue Jahr zu begrüßen. Heute ist dieses Treffen leider auf wenige Dutzend Zuhörer zusammengeschrumpft.

Aber warum nun wird das Nachtsangeläut überhaupt geläutet, und wie ist es entstanden? Der Ursprung dieses alten Brauchs muß in verschiedenen Legenden gesucht werden. Die eine Legende besagt, daß es ein Bischof gewesen sei, der sich auf der Jagd verirrt habe und durch ein eigenartiges Geläut wieder aus der Finsternis des Waldes heraus auf den richtigen Weg geführt worden sei. Auf Anordnung des Bischofs soll es dann sehr verbreitet in vielen Gemeinden geläutet worden sein. Die andere Legende spricht in einer ähnlichen Geschichte von einem holländischen Bischof, der dieses Geläut dann zum Dank seiner Rettung in der dunklen Jahreszeit angeordnet haben soll. In diesem Zusammenhang soll es sich um ein „Sturmgeläut“ gehan-

delt haben, das dann später allgemein in den Begriff Nachtsangeläut übergegangen ist.

Der tiefere Sinn dieses Geläutes ist wohl dahingehend zu verstehen, daß es den Sieg des Lichtes über die Finsternis oder den Sieg des Guten über das Böse darstellt. Und gerade dieses gibt auch den gesamten Charakter des Geläutes wieder. Es beginnt ruhig, in einem feinen Piano einzelner, zeitlich getrennter Schläge im langsamen Tempo. Dieser erste Teil nimmt dann an Lautstärke und Tempo allmählich weiter zu, und er endet in einem schnellen Wirbel. Im Rhythmus und in der Genauigkeit der Schläge liegt im ersten Teil die Wirkung des sich zunächst einödnig anhörenden Geläutes.

Es folgt hierauf das Bußgeläut. Hierbei wird die mittelgroße Glocke voll geläutet (automatisch) und die große und die kleine Glocke in sehr verschiedenen Rhythmen vom Glöckner jeweils dazu angeschlagen. Bei diesem recht schnellen 2. Teil liegt eine Besonderheit darin, daß die verschiedenen Glocken immer nur jeweils einzeln, aber in sehr schneller Reihenfolge, hintereinander angeschlagen werden dürfen.

Als letzter Teil erfolgt das stimmungsvolle Beiergeläut, das zum Abschluß in einem gewaltigen Glockenwirbel endet, und mit diesem Glockenwirbel wird, wie schon vorher erwähnt, der Sieg des Lichtes über die Finsternis verkündet.

In der Weihnachtsnacht geht das Beiergeläut in das Sterbegeläut über. Der Sinn dieses Totengeläutes, das nur mit der großen, dunklen Glocke erklingt und in der bald darauf die kleinen mit angeschlagen werden, ist so zu verstehen: die Kirche nennt den 24. Dezember „Adam und Eva“, weil der neue Adam Jesus Christus zur Erlösung des alten Adams geboren ist, und so der alte Adam zu Grabe getragen wird. Das ganze wird beendet mit einem Triller der beiden hellen Glocken. Diesen begründet Pfarrer Hans Köker, selbst ein alter Nachtsangelöckner, mit den Worten: Der das Sterbegeläut überlagernde



Pastor Köker beim Läuten

Triller soll deutlich machen, daß mit der Christgeburt der neue Mensch geboren ist.

Das gesamte Nachtsangelläut erhält im großartigen Vollgelläut aller drei schwingenden Glocken seinen Abschluß.

Wodurch ist nun dieses alte Kulturgut hier in Gütersloh erhalten geblieben? Bis vor etwa 10 Jahren ist das Nachtsangelläut von dem jeweils an der Kirche „amtierenden Küster“ gelläutet und dann in ständiger Reihenfolge immer an den nächsten Küster weitergegeben worden. Dieses Weitergeben dauerte dann aber meist fünf bis zehn Jahre ehe man das Gelläut richtig beherrschte. Unterstützt wurde das Erlernen besonders darin, daß zu allen kirchlichen Anlässen oben im Glockenstuhl die Glocken mit den Händen gelläutet wurden. In diesen verschiedenartigen Gelläuten (das samstägliche Einläuten des Sonntags, Festtags- oder Beerdigungsgelläut) waren jeweils Melodien und Rhythmen enthalten, die mit dem Nachtsangelläut sehr nahe verwandt waren. Dadurch, daß nun heute im einheitlichen Rhythmus die Glocken elektrisch gelläutet werden, wird es jedem neuen Glöckner ungleich schwerer gemacht, das Gelläut zu erlernen. Erst jetzt, seit circa 2 Jahren,

ist man von Zeit zu Zeit wieder dazu übergegangen, den Sonntag so einzuläuten, wie es in alter, jahrzehntelanger Tradition früher gewesen ist. Dieses wieder von Hand gelläutete Spiel enthält wesentliche Züge, die original aus dem Nachtsangelläut stammen.

Obwohl, wie schon erwähnt, das Gelläut um das Jahr 1790 in Gütersloh eingeführt wurde, läßt sich der erste Glöckner erst aus den Jahren 1830–1840 namentlich zurückverfolgen. Es wird in den kirchlichen Akten vom „Läuter“ Zumbulte berichtet. Dieser wurde 1842 entlassen. Sein Nachfolger war der Kirchendiener und auch „des Läutens kundige“ Heinrich Fißler jr. Er versah dieses Amt bis 1882. Ihm folgte der Küster Friedrich Kniepkamp, den H. Fißler schon 1872 im Läuten unterwiesen hatte. Im Jahre 1921 starb Fr. Kniepkamp. Jetzt übernahm sein Sohn Heinrich Kniepkamp das Küsteramt und somit auch das Gelläut, nachdem auch er lange Zeit vorher von seinem Vater das Gelläut erlernt hatte. Ihm assistierte Gottfried Langel, der ebenfalls bei Fr. Kniepkamp schon läuten gelernt hatte. 1925 schied H. Kniepkamp aus dem Küsteramt aus. Nun übernahm G. Langel alleine das Nachtsangelläut, das er später in wirklicher Vollendung beherrschte. Unter seiner „Regie“ erlernte nun der im Jahre 1925 eingestellte neue Küster Heinrich Bempohl das Gelläut. Dazu kam dann noch im Jahre 1927 ein weiterer Schüler: der heutige Pastor Köker. Über vier Jahrzehnte setzten diese drei Glöckner die Tradition in Gütersloh in meisterhafter Weise fort. Heinrich Bempohl ging in den 60er Jahren in den Ruhestand und verzog in das lippische Dorf Mackenbruch. G. Langel verstarb im Februar 1972. In dieser Zeit tauchte ein neuer Interessent für das Gelläut auf, der dann auch bald ein Schüler Pastor Kökers wurde. Dank seines ausgezeichneten Lehrmeisters kann dieser heute schon selbstständig das Nachtsangelläut läuten. Es handelt sich hierbei um den Verfasser dieses Artikels. Aber auch H. Bempohl kommt heute noch manchmal, vorwiegend am Weihnachtstag, oben in die „Turmstube“, um noch wieder einmal selbst auf dem „Läutebock“ zu sitzen und die Glocken zu bedienen.

Einen Mann allerdings darf man in der Geschichte des Läutens nicht vergessen: Heinrich Nottbrock. Er ist in den letzten 45 Jahren der unermüdlichste und treueste Helfer der Glöckner gewesen, wenn es darum ging, die „Glocken ins Geschirr zu legen“ (festzuschallen) und man-

chen weiteren Handgriff zu machen, ohne den der Glöckner einfach nicht auskommen kann. Noch heute, im fortgeschrittenen Alter, ist H. Nottbrock in der Turmstube dabei. In früheren Jahrzehnten läutete man das Nachtsangelläut von sehr vielen Kirchen und Domen im In- und Ausland. Durch die Mechanisierung der Glocken ist es dann überall, außer hier in Gütersloh, eines Tages eingestellt worden. Ganz vereinzelt soll es heute wieder verschiedentlich gelläutet werden, so in Billerbeck bei Münster.

In den letzten drei Jahren ist dieses bei uns erhalten gebliebene alte Kulturerbe allein von 14 Rundfunkstationen und vom Deutschen Fernsehen gesendet oder bildlich übertragen worden.

Unser Nachtsangelläut ist also ein sehr altes und erhaltenswertes Kulturgut mit langer Tradition, das man hier in Gütersloh als ein wertvolles Erbe in seiner jetzt bestehenden Form unbedingt bestehen lassen sollte.

Klaus Nordmann

Das Verler Land und das Fürstentum Liechtenstein

Eine kleine heimatkundlich-historische Reportage

Der Leser wird mit Recht fragen, was hat denn das Verler Land mit dem Fürstentum Liechtenstein zu tun? Diese Frage wird in einem vor einiger Zeit herausgegebenen heimatgeschichtlichen Büchlein „des Heimatvereins Rietberg (siehe Anmerkungen am Schluß) mit dem Titel „Das Land Rietberg und seine Grafen“ beantwortet. Die in dem Büchlein zusammengetragenen Dokumentationen über die Grafschaft Rietberg stehen im engen Zusammenhang mit dem Verler Lande.

Es darf dabei als bekannt vorausgesetzt werden, daß die früher selbständigen Gemeinden des ehemaligen Amtes Verl, nämlich die Gemeinden Verl, Bornholte, Sende, Liemke (später Schloß Horte) und Osterwiehe zur Zeit des Bestehens der Grafschaft Rietberg territorial und verwaltungsmäßig zu dieser gehörten. Aus der wechselvollen Geschichte der Grafschaft Rietberg mit den verschiedenen Verbindungen der Grafen von Arnsberg, Hoya, Ostfriesland und Kaunitz-Rietberg (durch Heirat etc.) sollen hier zusammengefaßt nur die Verbindungen erwähnt werden, die zum Verständnis des gestellten Themas notwendig sind (Anm. 1).

Aus den gegebenen Unterlagen ist zu entnehmen, daß die ostfriesische Gräfin Agnes 1603 den Herren Gundaccar von Liechtenstein heiratete, der 1623 in den Fürstenstand erhoben wurde. Dieses Fürstenpaar wird als die Stammeltern des Fürstentums Liechtenstein bezeichnet (Anm. 2).

Das Fürstentum Liechtenstein, eine noch heute bestehende kleine Alpenmonarchie zwischen Österreich und der Schweiz mit der Hauptstadt Vaduz, feierte Mitte August dieses Jahres, wie die Tageszeitungen berichteten, das 40jährige Regierungsjubiläum ihres derzeitigen Regenten, des Fürsten Franz Josef II. Dieses Ereignis

brachte den Verfasser dieser Reportage auf den Gedanken, den in dem Rietberger Heimatbuch festgestellten interessanten Zusammenhang zwischen der Grafschaft Rietberg (und damit auch dem Verler Lande) einerseits und dem Fürstentum Liechtenstein andererseits in dieser Abhandlung aufzuzeigen:

Eine ältere Schwester der Gräfin Agnes (siehe oben), nämlich die Gräfin Sabina Catherina aus Ostfriesland, wurde 1601 veranlaßt, ihren Onkel, den Grafen Johann von Ostfriesland, der später den Namen Graf Johann III. von Ostfriesland und Rietberg annahm, zu heiraten. Die beiden genannten Gräfinnen Sabina Catherina und Agnes entstammten einer vorausgegangenen Ehe des Grafen Enno von Ostfriesland und Walburgis von Rietberg (+ 1596). Graf Enno schloß eine zweite Ehe und hatte noch mehrere Kinder. Es kamen nun Erbverträge mit den Kindern aus erster Ehe zustande, die hier nicht näher erläutert werden brauchen (Anm. 2). Kurz: Es kam späterhin um 1690 zu verwickelten und jahrelangen Erbstreitigkeiten um den Besitz der Grafschaft Rietberg, in die sich auch die Linie der fürstlichen Familie Liechtenstein einschaltete. Beendet wurde dieser jahrelange Erbstreit erst 1726 durch einen Erbvergleich. Es wird darüber wie folgt berichtet:

„Der Kampf mit den Fürsten von Liechtenstein aber, welche gegen den Richterspruch erst die Revision versucht und dann das Rechtsmittel der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand ergriffen hatten, dauerte fort, bis er durch einen am 28. Februar 1726 zu Wien unter Vermittlung kaiserlicher Kommissarien geschlossenen Erbvergleich beendet wurde. Der Hauptinhalt dieses weitläufig abgefaßten und von dem Kai-

ser als Oberlehnsherrn am 26. April desselben Jahres bestätigten Instruments ist folgender:

1. Die Fürsten von Liechtenstein anerkennen die Gräfin Maria Ernestine Franziska von Kaunitz-Rietberg für die wahre Erbin und unantastbare Besitzerin der Grafschaft Rietberg.
2. Beim Ausgange ihrer ehelichen männlichen Nachkommenschaft soll die Grafschaft an die zur Zeit dieses Ereignisses vorhandenen männlichen Abkömmlinge der Fürsten von Liechtenstein nach der bei ihnen eingeführten Primogenitur-Erbfolge (d.h. Erstgeburtserbfolge) übergehen. pp.
3. pp.
4. Ist aber das fürstliche Haus Liechtenstein einmal zum wirklichen Antritt der Grafschaft gelangt, so macht das spätere Erlöschen des Mannestammes dieses Hauses in dessen Besitzverhältnissen keine Änderung, indem dann auch die weiblichen Nachkommen der Liechtensteiner forterben und einen Rückfall der Grafschaft an die Kaunitzische Linie ausschließen."

Diese Vereinbarungen wurden dann am 3. Juli 1728 auf die besondere Verwendung Kaiser Carl's VI. dem Fürsten von Liechtenstein und am 21.9.1728 der Gräfin Maria Ernestine von Kaunitz bestätigt (Anm. 3).

Der Rathausbau zu Rietberg im Jahre 1804

Die Einweihung des neuen Rathauses in Rietberg am 19. August 1798 gab Veranlassung, sich mit Quellen aus dem Stadtarchiv Rietberg noch einmal mit dem alten Gebäude zu beschäftigen, das 1804 erbaut, im Jahre 1977 abgerissen und im gleichen Stil wieder aufgebaut wurde.

Man könnte von einer Parallelität der Ereignisse sprechen. Bereits 1804 hat nämlich an eben dieser Stelle ein Rathaus gestanden, das abgerissen wurde. In einem alten Protokollbuch heißt es „Lunae 27. Februar 1804. Demnach wegen der großen Baufähigkeit des alten fast mit dem Einsturze drohenden Rathauses für höchst nöthig befunden worden, das alte abzubauen und ein ganz neues, mehr bequemes wieder aufzubauen, so ist von Magistrat und Deputirten beschlossen, mit solchem noch diesen Sommer anzufangen, jedoch fürerst einen genauen archytectischen Riß nach dem von dem St. Amtmann Fischer entworfe-

nen heute vorgelegten für gut befundenen Plane ververtigen zu lassen."

Wir wissen heute, daß im weiteren Verlauf der Geschichte die Besitzverhältnisse der Grafschaft Rietberg einen ganz anderen Verlauf genommen haben, nämlich den uns heute bekannten. Hier sollte nur einmal festgehalten und der heutigen Generation zur Kenntnis gebracht werden: Nach dem geschilderten Hin und Her der Geschichtsabläufe wäre es also durchaus möglich gewesen, daß unter den 1726 in Wien festgelegten Voraussetzungen die Grafschaft Rietberg und damit auch unser Verler Land besitzmäßig zum Fürstentum Liechtenstein hätte kommen können.

Es bleibt der Phantasie des Einzelnen überlassen, sich auszumalen, was heute wohl hätte sein können, wenn s. Zt. der unter der Ziff. 4 (s. oben) erwähnte Erbfall tatsächlich eingetreten wäre.

W. Mader

Literatur:

Heimatkundliche Reihe, Band 1: „Das Land Rietberg und seine Grafen 1075-1807“ von G.J. Rosenkranz, herausgegeben vom Heimatverein Rietberg e.V. (Selbstverlag, Preis 11,50 DM)

Anmerkungen:

- 1) Geschlechtertafel der Grafen von Rietberg
- 2) s. 27/28
- 3) s. 31/32

nen heute vorgelegten für gut befundenen Plane ververtigen zu lassen."

Den Auftrag, diesen Grundriß zu fertigen, erhielt der Hofmaler Bartscher. Bereits am 14. April 1804 wird ein „Contract wegen des Abbrechens und Aufbau des Rathauses“ mit den Bürgern und Baumeistern Christoffel Kriemann und Bern Adrian abgeschlossen. Sie übernehmen es, das Rathaus samt Küstereygebäude nicht nur – soviel als immer möglich ohne Schaden und Verletzung des brauchbaren Holzes – abzubauen, sondern auch, das Holz, je nach Brauchbarkeit zu sortieren und an die dafür vorgesehenen Plätze zu transportieren. Für das Abnehmen der Pfannensteine stellt die Stadt Leute, auch für den Abtransport des überflüssigen Schutts. Die Baumeister verpflichten sich „bey gerichtlicher Verpfändung ihres sämtlichen Vermögens“ auch das neue Holz herbeizufahren, abzuladen, „täglich mit ordentlicher Mannschaft bey dem Bau zu erscheinen und

den ganzen Bau bis 14 Tage nach Jacobi allerdingstens vollendet zu haben." Für diese Arbeiten werden 315 Reichsthaler vereinbart. Unterschrieben ist der Vertrag vom Stadtmann Fischer, dem Stadtbürgermeister Becker und den beiden Baumeistern Kriemann und Adrian. Die letzte Sitzung im alten Rathaus findet Mercurii, 2. May 1804 statt. „Nachdem die Zimmermeister wirklich mit Abbrechung des alten Rathauses begriffen, so haben wir heut zum letztenmal eine Session gehalten, und während des Baus künftig unsere Sessiones in dem Hause des Herrn Bürgermeisters Köller, wohin wir heut das Archiv transportirt, zu halten beschlossen."

20 Monate hat der Rat im Hause des Bürgermeisters Köller getagt, denn er quitiert am 4. Jan. 1806: „Daß mir für die in meinem Hause 20 Monath zu den Rathsessionen, Zusammenkünften der Bürgerschaft und Bewahrung des Archivs gebrauchte 2 Zimmer wie auch für den Gebrauch meiner Scheune zur Unterbringung aller Feuer Geräthe und sonstiger städtischer Effecten p Monath 1 Rthr 18Gr, in Summe 30 Rthr bezahlt seyn".

Der Neubau des Rathauses brachte auch für den damaligen Pfarrer der in unmittelbarer Nähe liegenden Kirche Probleme. Das ist aus einem Brief ersichtlich, den der amtierende Pfarrer Münch am 14. April 1804 an den Bischof von Osnabrück schrieb, zu dem Rietberg damals gehörte. Dieser Brief ist bislang die einzige Quelle, der Angaben zu dem Rathaus, das 1804 abgebrochen wurde, zu entnehmen sind. Es begrenzte den um die Pfarrkirche liegenden Friedhof 50 Fuß in der Länge und zwar in gerade Linie:

„Weil nun aber dieses alte Gebäude in der Breite zu sehr eingeschränkt ist, so sind sie willens, – das neue um 7 Fuß der ganzen Länge nach breiter zu machen, und um den Marktplatz, der ohnehin klein genug ist, nichts zu entziehen, diese 7 Fuß Breite von dem Kirchhof der Länge nach – zu nehmen." Der Friedhof wird nicht mehr gebraucht, da ein neuer außerhalb der Stadt bereits angelegt und eingeweiht ist. „Ob nun gleich dadurch, weil dieses neue Gebäude ohngefähr um 15 Fuß bis 20 Fuß kürzer wird wie das Alte ist, der Kirchhof keinen besonderen Schaden leidet, auch die Kirche selbst, indem das Gebäude kürzer wird,



<p>Handelsgeld für den Bau des Rathhauses Handl. mit dem Pfister zu 1000, gewinnlos und aufgaben, also:</p>		
Pfister	15 Tage	3. 27.
zu 1000 9 Mgr. für		
Fuhr	13	3. 27.
Handl. Jungmann	22	5. 18.
Handl. Mann	8	2.
Handl. Jost	18	4. 18.
Handl. Jilow	9	2. 9.
Handl. Arvidson	4	1.
M. P. B.	3	27.
Joh. B. auf dem Pfister	3	27.
<p>Das Pfistergeld, welche die Pfl. als Handl. von dem Pfister gegeben haben, ist an Eintr. gut gegeben</p>		
M. P. B. für 1 Tag mit 4 Handl. Mann von Pfister zu 1000, welches für den bezogen.		2.
Handl. Mann		6.
<p>Die Eintragsminderungen durch den Bau mit 3 Handl. von Pfister zu 1000, zu 10 Mgr. für fuhr macht</p>		
		30.
<p>Die Eintragsminderungen durch den Bau von Pfister zu 1000 bezogen.</p>		
		16.
<p>Dies 2 Handl. Mann für den Bau Handl. Mann</p>		
		16.
<p>Handl. Mann für den Bau Handl. Mann</p>		
		18.

dadurch — nicht merklich verdunkelt wird“, so glaubt der Pfarrer doch „dieses Euer Bischöfliche Gnaden berichten zu müssen, und zwar in dem Betrachte, weil der Kirchhof ein geweihter und zur Kirche selbst gehörender Platz ist. In Hinsicht dessen bitte ich also unterthänig Höchst dieselbe wollen mir gnädig eine Instruction ertheilen, wie ich mich in dem Falle, wenn es vielleicht nicht kann zugelassen werden, zu verhalten habe“.

Der Bischof von Osnabrück hat keine Bedenken, der Stadt einen Teil des Friedhofs zu überlassen, zumal der „vorhabende neue Bau des Rathhauses eine gemeinnützliche Angelegenheit ist und dabei keine Gefahr der Entheiligung des geweihten Platzes jemals eintreten mag.“

Die Endabrechnung über den Rathausbau 1804/05 ist noch erhalten. Sie umfaßt 47 Seiten und wurde am 9. Januar 1806 vom Bürgermeister und Lohnherr Becker vorgelegt. Sie enthält viele Einzelheiten über die damalige Bauweise, über die Heranziehung der Bürger, über die Entlohnung. Wichtig ist in dem Zusammenhang, zu erfahren, daß der Bau auch aus Steinen des Rietberger Schlosses errichtet ist, eine Behauptung, die bislang nicht bewiesen war!

Es werden bei der Abrechnung die Namen und die Arbeitszeit der Personen aufgeführt, die „die Mauersteine auf dem Schlosse ausgesucht, gemessen und aufgeladen haben“. Sie erhielten je Tag 9 Mariengroschen. Den Fuhrleuten, „welche als Stadtwerker vom Schlosse gefahren haben, ist an Trinkgeld gegeben 2 Thaler, 30 Mariengroschen.“

96 Kasten voll Mauersteine wurden vom Schlosse herbeigeschafft, je Kasten mit 2 Rthl., 8

Mgr. berechnet, für die zusammen mit 20 Fichten, die für den Bau aus der Holte geholt wurden, die hochgräfliche Rentkammer insgesamt 375 Rthl., 30 Mgr. erhielt.

Die Gesamtkosten des Rathhauses belaufen sich auf 5870 Rthl., 21 Mgr., 3 1/2 Pfg.

Um diesen Betrag aufzubringen, mußte die Stadt verschiedentlich Geld leihen. Am Tage des Vertragsabschlusses mit den beiden Baumeistern Kriemann und Adrian beschloß der Rat, vom Bürgermeister Köller 1000 Rthl. zu leihen. Dieser stellte auch später noch einmal 500 und 300 Rthl. zur Verfügung. Insgesamt wurde ein Kapital von 3420 Rthl. gegen 3—4 % Verzinsung aufgenommen, wobei den Geldgebern „sämtliche der Stadt angehörende gemeinen Gründe und jährliche Einkünfte“ gerichtlich verpfändet wurden.

Der Stadt fehlte das Geld „wegen der vielen Beyträge, so wegen des gegen die Franzosen gestellten Reichs-Contingentes, Unterhaltung der Demarkationslinie von seiten der Stadt Rietberg binnen kurzten haben aufgebracht werden müssen, wie auch nicht minder wegen des vor 2 Jahren notwendig vorgehabten Baus einer neuen Thurmspitze bey den Stadt Cassen keine Gelder haben erübrigt, noch weniger aber bey dormaligen schlechten und theuren Zeiten den Bürgern keine extraordinären Beyträge und Zahlungen können noch dürfen auferlegt werden.“

Das Rathaus von 1805 hat 170 Jahre seinen Bürgern gedient. Wie lange wird wohl das neu erstandene Rathaus den Anforderungen der Zeit genügen?

K. Herborn

Auf den Spuren Gütersloher Auswanderer in die Neue Welt

Ein Bericht über Strothotte-Nachkommen in St. Louis (USA)

In der „Gütersloher Zeitung“ vom 22.8.1936 war zu lesen, daß der Wagenmacher Moritz Strothotte am 25.7.1826 mit dem Katholischen Pastorat in Gütersloh einen Erbpachtvertrag abgeschlossen hat, der ihn verpflichtete, auf dem Grundstück Unter den Ulmen Nr. 4 ein Wohnhaus mit Werkstatt, Stall und Heuerlinghaus zu errichten. Ein Jahr darauf konnte er die Fertigstellung dem Fürstl. Bentheim-Tecklenburgischen Gericht in Rheda melden. Da sein jüngster Bruder Ewerd Henrich Strothotte (1812—1847) das väterliche Erbe auf

dem Hof „Strothotte vor dem Dorfe“ in der Marienfelder Straße Nr. 70 übernommen hatte, mußte er sich nach einem anderen Nahrungserwerb umsehen. Er übte das Wagner-Handwerk aus und bediente zugleich die dort errichtete städtische Heuwaage.

Die Zeitung berichtete weiter, daß Moritz Strothotte im Jahre 1848 das Haus an Johann Heinrich Angenete verkauft hat, der dort eine Gaststätte einrichtete, die jedem Gütersloher unter dem Namen „Alte Heuwaage“ wohl bekannt ist. Er sei dann „wahrscheinlich“ nach



Amerika ausgewandert, weil dort noch von ihm Nachkommen lebten, die in jüngster Zeit Gütersloh besucht hätten.

In einem ausführlichen Briefwechsel mit Herrn Roland Bauer (101 West Main Street, Collinsville, Illinois/USA), der nach seinen Gütersloher Strothotte-Vorfahren suchte, hat sich nun herausgestellt, daß nach einer Familienüberlieferung Moritz Strothotte schon in Hamburg zur Auswanderung bereit war, daß aber ein Herzleiden ihn bewogen hat, wieder heimzukehren. Er starb hier in Gütersloh am 21.12.1863 im Alter von 70 Jahren.

Nicht er, sondern sein Sohn Arnold, der am 28.1.1827 in Gütersloh getauft worden war, wobei merkwürdigerweise der Vater selbst die

Patenstelle vertreten hat, ist in jungen Jahren nach Nordamerika ausgewandert, nachdem ihn der Vater zum Lehrer hat ausbilden lassen. Neben der Ausübung seines Lehrerberufes in Albany, New York, studierte Arnold Strothotte Medizin am Albany Medical College, wo er im Jahre 1856 graduierte. Danach kehrte er nach Europa zurück und praktizierte an den Universitätskliniken in Berlin, Wien, Würzburg und Prag. 1858 bewog er seine Schwester Elise (geboren am 8.2.1832 in Gütersloh, gestorben am 18.3.1922 in St. Louis), mit ihm nach Amerika zu kommen. Ihre Namen erscheinen auf der Schiffsliste des Dampfers „Austria“, der von Hamburg über Southampton am 18. Mai 1858 den Hafen von New York anließ. (Die



Trauschein.

Ausgabe aus dem Kirchenbuche der *Dampfschiff-Gesellschaft* *St. Marcus* Kirche in New York

Das *Herr Carl Friedrich Meister* (L. 23) Cincinnati, Ohio
gebürtig in *Hersfeldtich*, *Regy. Meiden, W. 1836*, *Frankfurt* am 22. 7. 1837
und *Fräulein Elise Strothotte* French Hotel N.Y.
aus *Gütersloh*, *W. 1832*, *Frankfurt* am 26. 7. 1832
am *zwanzigsten Mai* *1858* (Mai 20 1858) durch den Prediger obiger
Gemeinde ehelich verbunden worden sind, befehligt derselbe mit dem Siegel
der Kirche und seines Namens Unterschrift. *C. F. König*

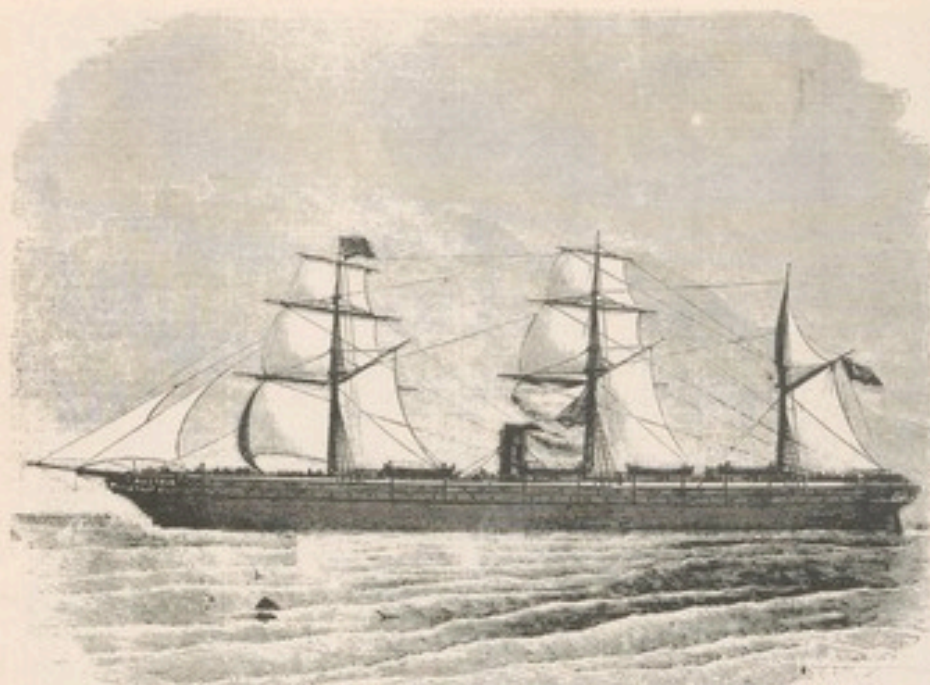
Zeuken waren:

1. *Herr Arnold Strothotte*, Cincinnati, Ohio
2. *Herr Wilhelm Sogemeier*, French Hotel, N.Y.

New York am 20. Mai
1858

C. F. König
Prediger am *St. Marcus*
Kirchhof N.Y.

Das Bild auf der linken Seite zeigt Dr. med. Arnold Strothotte mit seiner Frau Anna Grazer. — Oben der Trauschein für den aus Hesselteich stammenden Uhrmacher C.F. König genannt Meister und Elise Strothotte aus Gütersloh.



THE STEAMSHIP "AUSTRIA" BURNED AT SEA SEPTEMBER 11, 1866.

Oben das Auswandererschiff „Austria“. – Unten eine Anzeige des Uhrmachers Ch. F. Meister. – Rechts seine Frau Elise Strothotte-Meister, geb. 1832 in Gütersloh.

CHARLES F. MEISTER,

11, 71.
d.

WATCHMAKER & JEWELER,

Manufacturer of
WATCHES, JEWELRY, CLOCKS, HAIR JEWELRY, &c.
and Dealer in
2111 NORTH FOURTEENTH STREET,
Between Madison and Jefferson. **ST. LOUIS, MO.**
REPAIRING NEATLY DONE AND WARRANTED.



„Austria“ der Hamburg-Amerika-Linie ist im September des gleichen Jahres auf der See ausgebrannt, wobei 492 von den 560 Passagieren den Tod fanden.]

Gleich nach der Ankunft heiratete Elise Strothotte den aus Hesseleich bei Versmold stammenden Uhrmacher Carl Friedrich König genannt Meister (1834–1867), der zunächst in Cincinnati, dann in St. Louis ein Uhrmacher- und Juwelier-Geschäft betrieb. Über ihre Tochter Cornelia (1864–1919), die mit Edward C. Hanpeter verheiratet war, und ihre Tochter Anna (1864–1938), die mit Dr. Charles Bauer verheiratet war, leben heute in St. Louis noch viele Nachkommen, die freilich jetzt die Namen Hanpeter und Bauer tragen.

Aus dem Hüsseten-Register von 1738

Dank der verdienstvollen Überlassung einer Fotokopie obigen Registers durch Herrn Dr. W. Kramer, Frankfurt (vgl. auch „GB“, Heft 27/April 1972), sind wir in der glücklichen Lage, wesentliche Erkenntnisse über ca. 500 Arbeitnehmerfamilien aus dem Dorf Gütersloh und den rhe-

Dr. med. Arnold Strothotte praktizierte zunächst in Newport. Bei Ausbruch des Bürgerkrieges zwischen den Nordstaaten und den Südstaaten Anfang 1861 trat er in die Armee als Feldarzt beim 23. Infanterie-Regiment ein, wo er unter General John C. Fremont vorbildlich für die Versorgung der Verwundeten tätig war. Seit 1860 war er mit Anna Grazer aus Cincinnati verheiratet, einer damals bekannten Pianistin. Aus Gesundheitsgründen verbrachte er seinen Lebensabend in Pasadena, Kalifornien, wo er am 31. Dezember 1904 im Alter von 76 Jahren starb.

Sein einziger Sohn Arnold Maurice Strothotte, geboren 1866, studierte in Leipzig unter Anton Dvořák Musik und bereiste in jungen Jahren Europa und den Nahen Osten mit dem Schriftsteller Lee Merriweather. Im Jahre 1906 wurde unter seiner Stabführung seine Symphonie in F-moll vom Mozart-Orchester in Berlin mit großem Erfolg aufgeführt. Zu Beginn des Ersten Weltkrieges kehrte er nach St. Louis zurück, wo er als führender Musik-Lehrer wirkte.

In Amerika hatte sich die Familienüberlieferung erhalten, einer der Vorfahren in Westfalen hätte den „Steinhäger erfunden“. In einem Brief vom 26. Januar 1934 antwortete auf eine diesbezügliche Anfrage aus Amerika Marie Sogemeier aus Gütersloh, eine entfernte Verwandte, ihr sei nicht bekannt, daß die Strothotte-Vorfahren Branntwein gemacht hätten. Als nun im September dieses Jahres ein Urenkel von Elise Strothotte, die in der amerikanischen Familie als „the Oma“ verehrt wurde, zur Erforschung seiner Vorfahren in Gütersloh und Steinhagen weilte, stellte sich heraus, daß sein Ahnherr großväterlicherseits Hermann Christoph König (1747–1813) aus Steinhagen war, der laut „Chronik der Familie König in Steinhagen“ (Seite 74) nach der Volksüberlieferung den „Steinhäger“ erfunden haben soll, wobei einschränkend zu sagen ist, daß er wohl nur seinen Wacholderbranntwein zuerst als „Steinhäger“ bezeichnet hat. So erweist sich wieder einmal, daß auch mündliche Familientradition oft einen wahren Kern hat.

W. Kramer

dischen Bauerschaften Blankenhagen, Nordhorn mit Sundern und Pavenstädt dem interessierten Heimatfreund vorzulegen.

Die Quelle selbst befindet sich im Fürstlichen Archiv zu Rheda. Die Titulatur der zweiten Seite lautet: „Register worin derer im Dorff und Kirchspiel Gütersloh sich aufhaltenden Hüseten Nahmen, Alter, Weiber und Kinder, wie auch Eigenthumb, Wohnung, die Zeit ihres Schutzes, Herkommen, Handtierung und Aufführung enthalten“, dementsprechend die Seiten dann auch tabelliert sind. Aus den vorhandenen Zahlen können wir nun die verschiedensten Folgerungen ziehen und ein sehr genaues Bild von der sozialen Lage der arbeitenden Bevölkerung im Kirchspiel Gütersloh ziehen.

Beispiel 1: Bevölkerungsdichte

Ort	Hausbes.	Mieterfam.	Ø belegt	Mieter insges.	Kopfzahl pro Fam.	Kopfzahl pro Haus
Gütersloh	159	299	1,95	945	3,16	5,94
Blankenhagen	41	75	1,83	304	4,05	6,55
Nordhorn/Sundern	48	79	1,64	348	4,40	7,25
Pavenstädt	24	40	1,66	175	4,37	7,30
Gesamt	272	493	1,81	1772	3,59	6,55

Wenn wir für die Hausbesitzerfamilien die gleichen Zahlen zu Grunde legen, ergeben sich für das Dorf Gütersloh und die obigen Bauerschaften folgende Endzahlen: Einwohner: ca. 2.750, Hausbesitzer: 272, Durchschnittsbelegung: ca. 3 Familien, Kopfzahl pro Haus: ca. 20 Personen.

Beispiel 2: Personenstand u. Altersgliederung

Ort	Ehepaare	Männer einzeln	Frauen einzeln	Alter Männer	Ø Alter	Alter Frauen	Ø Alter
Gütersloh	199	13	88	8881	41,9	4407	50,5
Blankenhagen	69	2	2	3054	43,0	123	61,5
Nordhorn/Sundern	67	5	9	2836	39,3	425	47,2
Pavenstädt	35	2	4	1768	47,7	203	50,7
Gesamt	370	22	103	16539	42,1	5158	50,0

Aus obiger Tabelle ergibt sich ein für damalige hygienische und ärztliche Verhältnisse erstaunlich hoher Altersdurchschnitt: Männer: 42,1 Jahre, Frauen: 50 Jahre.

Verwunderlich ist, daß trotz der hohen Sterbquote bei den Geburten die Männer ungleich früher starben. Allein im Dorf Gütersloh kamen auf 13 alleinstehende Männer 88 alleinstehende Frauen, wobei bei ihnen noch 143 Kinder verzeichnet sind.

Beispiel 3: Anzahl der Kinder

Ort	Kinder ehelich	Kinder v. Witwen u. Unverheirateten	Gesamt
Gütersloh	376	143	519
Blankenhagen	151	—	151
Nordhorn/Sundern	205	—	205
Pavenstädt	98	—	98
	830	143	973

Obige Zahlen sind beim Beispiel 1 schon mit verwandt worden. Die Durchschnittszahl der Kinder pro Familie lag noch unter 2.

Beispiel 4: Eigenbehörigkeit der Hüseten

Grundherr	Gütersloh	Blankenhagen	Nordhorn/Sundern	Pavenstädt	Gesamt-Bschft.	Insgesamt
Rhedisch	323	68	59	32	159	482
Frei	111	11	24	9	44	155
Marienfeld	29	13	10	11	34	63
Brandenburg	3	31	17	10	58	61
Reckenbergisch	20	7	15	9	31	51
Herzebrockisch	1	2	11	5	18	19
Rietbergisch	—	7	9	1	17	17
Sonstige	9	10	6	1	17	26
Alle	496	149	161	78	378	874

Wir wissen aus der Geschichte, daß in unserer Gegend die meisten Bewohner eigenbehörig waren, d.h. sie unterstanden von der Geburt an einem Leibherrn, dem sie Abgaben zahlen mußten und von dem sie sich nur durch einen Freikauf lösen konnten.

Beispiel 4 gibt uns nun einen hervorragenden Einblick, wie sich in der damaligen Grafschaft Rheda die verschiedenen Grundherrschaften verteilten. Im Dorf Gütersloh z.B. waren 65,1 % der Hüseten rhedische Eigenbehörige, 22,3 % waren frei, und der Rest von 12,6 % gehörte anderen Leibherrn. Obwohl so nahe beieinander, war die Verteilung in den 3 Bauerschaften doch eine wesentlich andere. Rhedisch waren nur 42,3 %, Brandenburgisch (sprich = Isselhorstisch) 15,4 %, Freie 11,6 %, Marienfeldisch 9 % und Reckenbergisch 8,2 %. Der Rest von 13,3 % verteilte sich dann auf verschiedene Adelshäuser.

Aus diesen Zahlen können wir nun verschiedene Schlüsse ziehen. Prozentual gesehen gab es im Dorf natürlich doppelt soviel freie Personen als in den Bauerschaften, doch die Bewohner der Bauerschaften heirateten eher über die Grenze der kleinen Grafschaft Rheda ins Brandenburgische oder ins Reckenbergische, obwohl ansonst die Fluktuation bei den einfachen Leuten außerordentlich gering war.

Beispiel 5: Herkommen der Hüseten

Woher gekommen?	Gütersloh Dorf	Blankenhagen	Nordhorn/Sundern	Pavenstädt	Insgesamt
Kirchspiel Gtl.	375	101	110	52	638
Revensberg	44	30	20	13	107
Reckenberg	15	4	11	5	35
Paderborn	16	—	—	—	16
Bielefeld	10	—	—	—	10
Winnenberg	6	—	—	—	6
Diverse Herkommen	26	8	5	7	46
	492	143	146	77	858

Hier ist deutlich zu sehen, wie in Dorf und Bauerschaften die meisten der zur Miete wohnenden Leute aus dem nächsten Bereich stammen. In den Bauerschaften kommt außer dem Kirchspiel Gütersloh fast nur noch das benachbarte Isselhorst als Herkommensort in Frage. Im Dorf sieht es schon etwas anders aus, denn die Zugezogenen kommen aus: Duisburg, Soest, Pyrmont, Stockholm, Württemberg, Frankfurt, Lüneburg, Dessau, Lippstadt, Osnabrück, Hamburg, Köln, Hain und Kassel.

Beispiel 6: Berufe der Hüsseten

Beruf	Gütersloh Dorf	Blanken- hagen	Nordhorn/ Sundern	Paven- stätt	Insgesamt
Spinner	200	71	74	36	381
Tagelöhner	21	—	2	—	23
Schneider	19	1	—	—	20
Bettler	11	—	2	4	17
Armenkasten	7	—	1	1	9
Schlachter	6	—	—	—	6
Schuster	4	3	—	—	7
Kaufmann	6	—	—	—	6
25. div. Berufe	38	—	1	2	41
	312	75	80	43	510

Die oben aufgeführten 25 diversen Berufe gliedern sich wie folgt auf: 4 Huren, 3 Linneweber, 3 Schreiner, 3 Zimmerleute, 2 Bartscherer, 2 Sattler, 2 Holzschuher, 2 Kärker, 2 Soldaten, 1 Radmacher, 1 Bademutter, 1 Bote, 1 Knopfmacher, 1 Böttcher, 1 Tuchmacher, 1 Kupferschmied, 1 Weber, 1 Stricker, 1 Buchbinder, 1 Karrenfahrer, 1 Maurer, 1 Hutmacher, 1 Branntweinbrenner, 1 Apotheker und 1 Hengtschneider. Der größte Teil dieser hier mit ihren Berufen aufgeführten Mietleute betrieben natürlich keine selbständigen Handwerke oder Geschäfte, sondern arbeiteten bei einem Meister als Geselle oder — wie die meisten von ihnen — als Lohnspinner für einen Handelsherrn oder Garnverleger. Auf Grund dieser Erfassung der Berufe im Jahre 1738 müssen wir sicher einige unserer eingefahrenen Meinungen über die handwerkliche und frühindustrielle Entwicklung im Kirchspiel Gütersloh ändern. An ein bedeutendes Gütersloher Fuhrmannswesen ist kaum zu denken, wenn bei den untersuchten 510 Arbeitnehmern sich nur ein einziger Karrenführer und nicht ein einziger Schmied befand. Bemerkenswert ist auch das jegliche Fehlen (bis auf drei) von Webern, so daß bei späterer Industrialisierung die ersten Weber aus Jöllbeck und Krefeld geholt werden mußten.

In der letzten Spalte des Hüssetenregister findet sich dann noch von der Hand des Vogtes eine moralische Bewertung der Leute. Wir würden heute sagen: ein polizeiliches Führungszeugnis. Mit den 3 Noten: bene = gut, mediocriter = mittelmäßig und male = schlecht führte er seine Beurteilungen aus. Bei einigen machte der Vogt aus seinem Herzen keine Mördergrube und schrieb einige für die Betroffenen unangenehme Bemerkungen dazu.

Von 486 beurteilten Personen erhielten 441 bene, 31 mediocriter und 11 Personen male. Die restlichen 13 bekamen Sonderbemerkungen, so z.B. „Schlägt sich mit der Frau“, „möchte das Mannsvolk noch gern leiden“, „jetzo bene aber schon vor vierzehn Jahren des Landes verwiesen“, „lebt von Gott und guten Leuten, könnte nicht mehr arbeiten“, „verdiente gern Kleingeld“, „sei male und söffe“, „Bettele und taue nichts“, „lebte vom Gnadengeld aus dem Hannoverschen“, „soll stehlen“, „über ihn wird sehr schlecht geklagt, soll stehlen“, ist eine Kupplerin“, „schlägt die Frau“, „bene ausser er söffe“, „ist jedermann bekannt“.

E. Pott

Kennen Sie „Buschken-Natz“ aus Clarholz?

Ein Beitrag zur Erinnerung an den berühmten Otterjäger

Vor 50 Jahren starb in Clarholz-Heerde Otterjäger „Buschken-Natz“. In unserer schnelllebigen Zeit werden oft Gedenktage vergessen, die jedem Heimat- oder Naturfreund wichtig erscheinen. So wäre es sicher bald auch dem einst weit und breit bekannten Jäger und Heger Bernhard Busche aus der Clarholzer Bauerschaft Heerde ergangen, wenn nicht unser stets für die

Belange des hiesigen Bereiches tätige Kreisheimatpfleger die Bitte geäußert hätte, doch mal wieder etwas Interessantes aus der Gegend des früheren Klosterdorfes Clarholz zu berichten.

Bei diesem Auftrag kam mir der berühmte Fischotterjäger B. Busche in Erinnerung, der am 12. Februar 1928, im Alter von 79 Jahren

(* 1849) die Augen für immer schloß. Als man ihn auf dem Clarholzer Friedhof zur letzten Ruhe bettete, wurde noch der alte Leichenweg vom Sprockenbrink an den Höfen Debbert/Muckermann und Strotmann/Habrock vorbei zum Dorfzentrum benutzt.

Gebürtig war der erfolgreiche Jägermann aus dem benachbarten Harsewinkel. Dort waren seine Eltern auf der Heuerlingsstelle des Bauern Wittenbrink — später wurde Redecker durch Einheirat Besitzer — tätig. Während sein Bruder Heinrich sich in Sassenberg-Dackmar ein landwirtschaftliches Anwesen kaufte, übernahm Bernhard Busche den kleinen Kotten nahe der früheren Kreisgrenze. Seine Lebensgefährtin holte er sich aus Greffen; sie hieß im Volksmund „Jänken“. Weil aber die Ehe kinderlos geblieben war, zog seine Nichte Elisabeth Busche schon als sechsjähriges Mädchen zu ihm und besuchte die nun ausrangierte Bauerschafschule in Ueberems.

Pflegevater Bernhard war schon immer eng mit der Natur verbunden und kannte alle Tiere und Vögel in der einst mit Kiefern bestandenen Heidegegend. In seiner freien Zeit widmete er sich der Bienenzucht, veredelte und pflegte Obstbäume — auch im Bekanntenkreis — oder fischte in der nahen, früher noch windungsreichen Ems. Mit Erfolg bekämpfte er das Raubwild wie Marder, Iltis und Füchse, deren Fährten er bestens kannte.

Berühmtheit aber erlangte der mit einem Vollbart ausgestattete Naturmensch durch seine 34 Fischotter-Abschüsse. Vor der Begrädnung unserer Flußläufe kam dieses Raubtier recht häufig vor und richtete Schaden in den Fischbeständen an. Busche kannte die Lebensgewohnheiten der bis zu 1,40 m langen Tiere. Um sie zur Strecke zu bringen, saß der Spezialist oft in mancher kalten Winternacht getarnt an einer Kopfweide am Ufer der Ems und ihrer Nebenbäche. Sein getreuer Hund „Trasso“ saß bei ihm und wartete, die Beute aus dem Wasser holen zu dürfen. Um eine sichere Schußposition zu erhalten, befestigte der Otterjäger vor dem Flintenkorn eine weiße Bohne; dadurch war in der Dunkelheit das Ziel besser auszumachen. Befreundet war Natz mit den Otterjägern Gebr. Schmidt aus Schalkmühle, die hierzulande zur Bekämpfung der Ottern auch eingesetzt wurden.

Eine enge Freundschaft bestand auch mit Bernhard Meier Overesch aus Harsewinkel, in dessen Eigenjagd „Buschken-Natz“ oft eingeladen wurde. Natz hatte aber auch sein eige-



nes Jagdrevier und pachtete sich vom Bauern Heinrich Kalthoff/Westfechtel in Clarholz-Heerde dessen über 300 Morgen große Jagdbezirk. Für die Erlegung eines Fischotters gab es einst eine kleine Prämie auf den Ämtern Herzebrock oder Harsewinkel. Die Stadt- und Dorfältesten wissen noch heute zu berichten, daß Frau Jänken Busche es vorzüglich verstand, einen Otterbraten tafelfertig zu machen. Aber auch das Fell war in der kalten Jahreszeit brauchbar und half, die Kassenlage zu verbessern.

Der Meisterschütze B. Busche, welcher seine aktive Militärzeit beim 39. Inf.Reg. in Düsseldorf abgeleistet hatte, meldet sich beim Ausbruch des 1. Weltkrieges als 65jähriger als Freiwilliger zu den Waffen. Dafür ließ er sich eigens vom damaligen Herzebrocker Amtmann Freiherr von Elmendorff eine Bescheinigung ausstellen, daß er als guter Schütze bekannt und für den Fronteinsatz geeignet sei. Man hat aber nicht seinem Wunsche entsprochen; so blieben die Wallhecken, Wasserläufe und weiten Kiefernwälder sein Jagdrevier. Da sich seine Nichte Elisabeth Busche zum Hofe Haverkamp/Loermann verheiratete, und er 1917 Witwer wurde, verbrachte er in dessen Familiengemeinschaft

den wohlumsorgten Lebensabend, Wilhelm und Anne Ostfechtel, die nun das Erbe der Vorfahren bewirtschafteten, halten in der Diele des Bauernhauses das Bild dieses Originals, umrahmt mit vielen Jagdtrophäen, besonders in Ehren.

Auf dem Totenzettel heißt es: „Das Leben des treuen Verstorbenen war arbeitsreich, weil er darin seine Freude und Zufriedenheit fand. Er wurde von der ganzen Familie und darüber hinaus von seinen Mitmenschen geliebt und verehrt“. Dem 1924 gegründeten damaligen landwirtschaftlichen Schützenverein St. Hubertus/Heerde muß er sich wohl sogleich mit Begeisterung angeschlossen haben, da im Totenbrief vermerkt wurde: „Die Mitglieder des Schützenvereins Heerde werden zur Teilnahme an dieser Beerdigung besonders eingeladen“. Der Grabstein von Bernhard Busche ist auf dem Gelände des Clarholzer Friedhofes schon längst abgeräumt worden, denn auch ein Dorffriedhof braucht Platz für seine Toten.

Mögen diese Zeilen dazu beitragen, daß der kernige Westfale weiterhin in guter Erinnerung bleibt. Heute gibt es keine Fischotter mehr in

unseren Gewässern, die durch Begräbnisse den gewandten Tauchern keinen Lebensraum mehr bieten. Nicht umsonst stellte man ihn unter Naturschutz.

Mein Dank gilt den Eheleuten Wilhelm und Anne Ostfechtel sowie dem 90jährigen Laurenz Ahlke, die den Waldmann B. Busche gut gekannt haben und mir durch ihre Informationen diese Aufzeichnungen ermöglichten.

Wir wollen abschließend nicht unerwähnt lassen, daß auch die Gemeinde Herzebrock unter ihren Bürgern in den „goldenen 20er Jahren“ einen erfolgreichen Fischotterfänger hatte. Es war der in der Bauerschaft Brock ansässige langjährige Verwalter des Hofes Vesahn (Clarholz) und Träger des Bundesverdienstkreuzes, Otto Pöhling. Sein Fanggebiet war das romantische Axtbachtal zwischen dem Stau bei Südhoff/Huxmöhler und der Axtbachbrücke auf Clarholzer Gebiet. Mit seinem Schlageseil, das er auf den als Ruhesitz der Tiere benutzten Sandbänken des Baches aufstellte, verstand er es auf seine Art, diese Raubwildart zu reduzieren.

J. Elbracht

Von der Zerschlagung der letzten großen Räuberbande Ostwestfalens Anno 1801

Ein Beitrag zur Gründungsgeschichte Friedrichsdorfs und zur Familiengeschichte Schrader

Friedrichsdorf – damals im Amte Reckenberg des Bistums Osnabrück, jetzt im Kreise Gütersloh – ist eine der familien- und heimatgeschichtlich interessanten Dorfgründungen des 18. Jahrhunderts. Seit 1770 wurde zwischen Ravensberg und dem Osnabrückischen Reckenberg die Große oder Röher Heide aufgeteilt und anschließend in Reckenberg die Allmende oder auch „Gemeinheit“ (oder Markengründe) in der Heide verteilt. Dabei erhielten die Avenwedder Bauern ihre Anteile möglichst in der Nähe ihrer Höfe, während die Regierung in Osnabrück sich mit entlegenen Flächen, davon eine auf dem später Friedrichsdorfschen Boden an der Ravensberger Grenze zufriedengab.

An dieser Ravensberger Grenze, aber auf Reckenberger Gebiet, kreuzten sich zwei Landstraßen: die Lippstädter Poststraße, die von Bielefeld in die weiter westlichen Teile der Preußischen Monarchie führte, und die von Oerlinghausen nach Gütersloh führende Land-

straße – beides jedoch wie damals üblich elende, nicht stets mit genauer fester Spur durch die Heide führende unbefestigte Sandwege. (Erst später wurden befestigte sogenannte „Kunststraßen“ gebaut, auch Chaussees genannt.)

Hier – dazu entschloß sich die Osnabrücker Regierung im Februar 1786 auf Grund eines Vorschlages des Untervogts Harkamp und des Zimmermanns Sommer, beide aus Gütersloh – sollte ein Dorf gegründet werden, dessen Siedlern (es herrschte sonst noch das Leibeigenschaft) die Regierung persönliche Freiheit und außerdem für zwanzig Jahre Freiheit von allen Steuern zusagte. Das zugeteilte Regierungsland sollten die Siedler gegen einen „leidlichen Erbzins“ von je 7 Schilling pro Scheffelsaat erhalten, der aber erst nach einer zehnjährigen Pause erhoben werden sollte.

Beim Häuserbau wollte die Regierung auch helfen, aber dazu nicht durch eigene finanzielle

Mittel, sondern dadurch beitragen, daß sie für eine erste Hypothek von 100 bis zu 200 Talern, für die sich die Siedler jedoch zunächst die Darlehnsgeber selbst suchen mußten, die die Bürgerschaft gegenüber den Hypothekengläubigern übernahm.

Nachdem ein Geometer und ein Baumeister der Regierung einen Dorfplan entworfen hatten mit einem Kreuz von schönen breiten Straßen und einer Simultankirche in der Mitte, blieben nach Abzug der Straßen, des Kirchplatzes usw. für ein Dorf mit 100 Stätten noch 700 Scheffelsaat (= 82,5 ha), also je 7 Scheffelsaat pro Ansiedler übrig – für damalige Verhältnisse zu wenig Land, um nach Abzug von Haus und Garten eine Kuh darauf zu halten (0,4 ha waren pro Kuh nötig). Dieser zu kleine Raum verkleinerte sich dann weiter dadurch, daß, während der ursprüngliche Plan noch einen Austausch von weiter abliegendem Regierungsland mit dem späteren Dorfe näherliegenden Markantellen der Avenwedder Bauern Meyer Schulte auf'm Erley und Vogel vorsah, diese Bauern ihre zunächst gegebene Zustimmung zum Austausch bald zurücknahmen. So blieben schließlich für das Dorf statt 82,5 ha nur noch 27 ha. Man mußte deshalb in der Umgebung, wenn man Ackerbau treiben wollte, noch Land oder Heide hinzu pachten.

Nach einer 12 Jahre späteren Aufstellung vom 1. Januar 1798 ergab sich für die Landwirtschaft des Dorfes nach Abzug von Häusern und Gärten eine Fläche von 150 Müddesaat (etwa 26 ha). Zwei Siedler hatten je 24 Müddesaat, die meisten aber nur 4 Müddesaat und darunter. Der Viehbestand umfaßte 1798 elf Pferde, 58 Kühe, 15 Schweine und 11 Ziegen. In den meisten Häusern wurde also, sogar ohne daß genügend Land dazu gehörte, eine Kuh gehalten, die zu ihrer Ernährung auf die Heide angewiesen war. Ihr Futterzustand und ihre Milchergiebigkeit können danach nur gering gewesen sein.

Angesichts dieser geringen Bodenfläche war es von vornherein klar, daß die Ansiedler von diesem Acker, der noch dazu erst mit den damaligen Mitteln (ohne Tiefpflug und ohne Kunstdünger) aus der Heide gewonnen werden mußte, nicht leben konnten, jedenfalls nicht ohne dazu gepachtetes Land. Man wollte deshalb Gewerbe ins Dorf ziehen, und auch die Grenzlage ausnutzen. Im Ravensbergischen waren nämlich viele Waren infolge der hohen Akzise teuer, so daß sich der Verkauf von Friedrichsdorf über die Grenze nach Ravensberg lohnte. Aber auch

diese Gewerbe-Pläne hatten wenig Erfolg. Es zogen lediglich einige Spinner und Weber ins Dorf. Die neugegründete Ziegelei hatte nur in den ersten Jahren des Häuserbaus guten Absatz. Später mußte sie zwangsversteigert werden. Die Töpferei Buchholz konnte sich nicht halten. Eine geplante Windmühle wurde – mit Rücksicht auf das Bannrecht der Strangmühle in Avenwedde – nicht gestattet, ebenso aus prinzipiellen (spricht: antisemitischen) Gründen nicht die Ansiedlung von Judenfamilien, wie dies der Apotheker und Polizeimeister Schrader 1798 zur Förderung des Handels ähnlich wie in Gütersloh vorgeschlagen hatte. Aber es gab damals noch drei Gastwirte und eine Branntweinbrennerei im Orte.

Schon 1793 aber, sechs Jahre nach Baubeginn, begann der Niedergang: mehrere Familien, die sich in Friedrichsdorf Häuser gekauft hatten, ließen wegen der schlechten wirtschaftlichen Aussichten diese Häuser leer stehen und zogen erst gar nicht ins Dorf. Andere verließen den neuen Ort, so vier Neusiedler, die ihre Familie im Stich ließen, um der preußischen Armee als Marketender zu folgen, wie der 1792 eingesetzte Polizeimeister Schrader berichtete. Andere wollten ihnen nachziehen.

Da viele Häuser unverkäuflich dastanden, bestimmte schon 1794 das Amt Reckenberg, daß bis auf weiteres keine Baupläne an Interessenten mehr anzuweisen seien. – Bis 1797 waren manche Häuser schon sechs bis sieben mal in andere Hände übergegangen. Am 18.1.1798 gab es auf den vorgesehenen 100 Stätten nur 61 bewohnte Häuser, daneben 6 unbewohnte, die immer mehr verfielen, und viele unbebaute Plätze, die erst gar keinen Käufer gefunden hatten.

Diese wirtschaftlichen Verhältnisse waren neben anderen Ursachen ein Grund dafür, daß sich in Friedrichsdorf zweifelhaftes Elemente ansiedelten und halten konnten.

Schließlich ging außer dem „Dorfgründer“ Zimmermeister Sommer 1798 auch das „Dorfoberhaupt“, der Apotheker und Polizeimeister Schrader, in Konkurs, der bis dahin sein Amt unentgeltlich verwaltet hatte (abgesehen von einer einmaligen Gratifikation von 20 Talern im Jahre 1794, wobei berücksichtigt werden muß, daß damals der Lebensunterhalt im Monat für eine fünfköpfige Familie etwa 4 Taler betrug; er bekam also von 1792 bis 1797 nur einmal und auch nur für 5 Monate ausreichend Geld). Allerdings bewilligten 1798 die Osnabrücker Stiftsstände dem Polizeimeister

schließlich – zunächst auf vier Jahre – eine jährliche Vergütung von kümmerlichen 15 Talern, während der Pastor jährlich 200 Taler erhielt. Schrader blieb daraufhin weiter im Amt, konnte auch (wohl mit Hilfe seiner Verwandten) das Konkursverfahren überstehen und war weiterhin für seine Gemeinde erfolgreich tätig, konnte vor allem die Räuber- und Diebesbande, die sich seit 1798 dort eingestastet hatte, Anfang 1801 zur Strecke bringen.

Daß zwischen 1790 und 1800, dem Jahrzehnt der großen Räuberbanden Westdeutschlands, sich in Friedrichsdorf eine solche Bande einnistete, ist unter den geschilderten Umständen kein Wunder. 1798 standen hier ja Häuser leer. Da auf ihnen eine Hypothek mit landesherrlicher Garantie von 200 Talern stand, war die Regierung, der an der Abtragung dieser Hypothek lag, „mit den Käufern der verlassenen Häuser nicht zu schwierig“, wie der „Westfälische Anzeiger“ (= WA) vom 14.4.1801 berichtet. Außerdem traten die späteren Diebe und Räuber als ehrenwerte Leute auf, brachten die „herrlichsten Attestate, Pässe und Zeugnisse aus mehreren Orten mit“ (wie Schrader im WA vom 17.7.1801 schreibt), hielten sich zur Kirche, täuschten ehrlichen Handel vor, verkauften am Orte zu redlichen Preisen und begingen ihre Straftaten nicht im Dorfe selbst, sondern nur in einiger Entfernung getreu dem Sprichwort „Wo der Wolf liegt, frißt er nicht!“ Dazu hatte für sie die Lage in der einsamen Senne im Reckenbergischen „dicht an der Preußisch-Ravensbergischen und nahe an der Rietbergischen, Rhedaischen, Lippischen und Paderbornschen Grenze“ den Vorteil des leichten Grenzwechsels und bot sich als „Schlupfwinkel des liederlichen Diebesgesindels“ geradezu an, wie der WA am 14.4.1801 meint.

Nun einige Daten zur Person des Apothekers Heinrich Philipp Schrader. Er stammte aus einer alten westfälischen Beamten- und Pfarrerfamilie, wurde im Februar 1759 in Rehme geboren als Sohn des aus Herford stammenden Pastors Heinrich Philipp Schrader, der dort im April 1710 getauft wurde. Seine des Apothekers zweite Ehefrau war die Tochter des Amtsmanns Philipp Wilhelm Thorbecke aus Schlüsselburg. Seine erste Frau soll einer Familienerzählung zufolge eine Novizin gewesen sein, die er aus einem belgischen Kloster heimgeführt habe. Deshalb habe er sich in der „Freistatt“ Friedrichsdorf niedergelassen. Sie stammte in Wirklichkeit aus Lille in Frankreich. Hier in Friedrichsdorf findet sich sein Name zum ersten

Mal in einer Urkunde vom 29. März 1791 über eine Deputiertenwahl. Seit dieser Zeit häufen sich die Friedrichsdorfer Urkunden, meist von seiner Hand, in zwei dicken Bänden des Staatsarchivs Münster.

Über sein „Studium“ oder seine Ausbildung weiß ich nichts. Nur daß er in den Urkunden als Apotheker und auch als Chirurg bezeichnet wird. Wo er studierte und ob er studierte, wissen wir im Gegensatz zu seinen Brüdern nicht, darunter der Vorkämpfer für die Bauernbefreiung Justizamtmann Schrader aus Bünde. Dieser Apotheker wurde 1792 zum landesfürstlichen Polizeimeister und Obervorsteher, später auch Vogt, in Friedrichsdorf ernannt, wofür ihn der Amtsentmeister Harsewinkel in Wiedenbrück „als einen vernünftigen Mann von gutem Betragen“ empfohlen hatte. Seine polizeiliche Tätigkeit wurde aber zum Nachteil Friedrichsdorfs von der Landesregierung stark eingeschränkt, offenbar aus wohlwollender Nachsicht gegenüber den Neusiedlern, wie sich aus der Instruktion der Osnabrücker Regierung für Schrader vom 8. März 1793 ergibt: „Es müßte daselbst (in Friedrichsdorf) noch manches geduldet werden, was man an anderen Orten sofort verbieten würde.“ Bei der Fülle von Schraders Geschäften (Planung weiterer Markenstellung, Vorarbeiten für ein Hypothekenbuch, Brückenbau, Stellung von sogenannten Boten zur Begleitung der passierenden Truppen durch die Heide, Marktregelung und Marktzoll angesichts der nahen Grenze, Förderung des Handels, Organisation des Beerdigungswesens durch sogenannte Leichengilden, des Nachtwächterdienstes, Einrichtung einer Amortisationskasse für die von der Regierung garantierten Kapitalien), stieß er immer wieder auf Schwierigkeiten, da die Regierung ihm die nötige Unterstützung oft nicht gewährte.

Er fand zwar für seine Tätigkeit viel mündliche und schriftliche Anerkennung seitens der Osnabrücker Regierung und des Reckenberger Amtes, konnte aber angesichts der Beschränkung seiner Befugnisse wenig tun, um „Gefahren vom Dorf abzuwehren“, was ihm die Regierung gleichfalls zur Aufgabe gemacht hatte. So erreichte er 1794 zwar die Anstellung eines Polizeidieners, den er mit der Begründung empfohlen hatte, er könne lesen und schreiben (was damals keine Selbstverständlichkeit war), erreichte ferner die Einstellung eines Nachtwächters, um „den vielen kleinen Diebstählen vorzubeugen“, er kontrollierte die Häuser auf Ortsfremde, über die er ein Tagebuch führte

ebenso wie über die Siedler, die sie beherbergten. Niemand durfte ohne Erlaubnis des Amtes Reckenberg Fremde länger als 14 Tage aufnehmen – eine Anordnung, welche die Osnabrücker Regierung für eine übertriebene Reglementierung erklärte, die sich aber später als durchaus angebracht erwies.

Aber alle diese Maßnahmen reichten offenbar nicht aus, zumal Schrader bei Differenzen mit Ortseinwohnern und mit deren „Anwalt“, wie der Pastor Rothert genannt wurde, oft nicht die nötige Unterstützung seitens der Osnabrücker Regierung fand (wohl aber durch den Reckenberger Amtsentmeister Harsewinkel). Schon vor Schraders Zeit hatte 1792 der Vogt König aus der „Wüstevogtei“ Gütersloh, als die Osnabrücker Regierung die Milderung einer gegen einen Friedrichsdorfer verhängten Strafe empfahl, erklärt, „daß, wenn diese und mehrere Friedrichsdorfer abermal Nachlaß erhielten, so sei weiter nichts übrig, als diese für ein freies Volk zu erklären, welches unter keiner Obrigkeit stehe; sie machten ja einen Unfug nach dem anderen.“

Der Polizeimeister Schrader bemerkte sehr wohl – schon vor 1798, aber besonders seit diesem Jahr –, daß sich immer mehr verdächtige Elemente, aber mit guten Papieren, in Friedrichsdorf ansiedelten, konnte jedoch wenig gegen sie tun, abgesehen von den schon oben beschriebenen Vorsichtsmaßnahmen. Er berichtet später in seinem Artikel vom 17. Juli 1801 im WA: „Zu diesem allem hat man bis jetzt freundliche Miene machen müssen, und die obrigkeitlichen Personen in Wiedenbrück konnten auf solche Anzeigen nur bescheiden (d.h. antworten), solange als nicht von auswärts her Klagen gegen diese Familien geführt würden, müsse man sie als ehrliche Leute passieren lassen.“ Der Polizeimeister beschränkte sich deshalb darauf, die Verdächtigen zu beobachten und zu kontrollieren. Dabei verstand er es, ihr Zutrauen zu gewinnen. Er war sogar Pate eines Kindes des späteren Räuberhauptmanns Kirchhoff geworden. Auch sollen sich nach Familienberichten die Diebe bei Schußverletzungen an ihn als Chirurgen gewandt haben. Er habe ihnen die Kugeln aus dem Fleisch geschnitten und sie bei solchen Behandlungen vor dem „Musen“ (= Mäusen), d.h. vor Diebstählen gewarnt, wenn sie das nicht ließen, käme die Katze! Dieses Vertrauen der Beobachteten nutzte er dann im Jahre 1801 zu dem großen Schlag aus, über den ich im folgenden berichten werde.

Zuvor noch eine treffende Anmerkung zu dem Verhalten der Osnabrücker Regierung gegenüber Schrader bis 1798, nämlich ihn unentgeltlich für sie arbeiten zu lassen, aber Inhabern von Sinecuren, d.h. von Ämtern, ohne jede Arbeit Gehälter zuzuwenden, findet sich in einem Bericht des Amtsentmeisters Harsewinkel an die Regierung vom 28.12.1797: „Einen redlichen Mann zum Dienst des Publici ohne Gehalt und ohne Emolumente zu verpflichten, ist ebenso unbillig, als einem Mann ohne Arbeit und Verdienst Gehalt und Emolumente ex publico zuzuwenden“, eine Bemerkung, die er jedoch in der Reinschrift des Berichts vorsichtshalber fallen ließ. Aber ich habe sie noch durchgestrichen im Entwurf im Staatsarchiv in Münster gefunden.

Nun zum geschichtlichen Rahmen: Bald nach den Friedrichsdorfer Ereignissen von 1801, nämlich 1802, kam das Amt Reckenberg als Entschädigungsland an Kurhannover, wurde von diesem 1806 an Preußen abgetreten und kam dann 1807 als Kanton zum französischen Königreich Westfalen. Damit fand die Tätigkeit des Polizeimeisters Schrader ihr Ende. Er wurde durch den Commune-Maire Brüning ersetzt und starb schließlich 1824 in preussischer Zeit, nachdem er erlebt hatte, daß das Amt Reckenberg mit Friedrichsdorf 1813 wieder zu Hannover kam und von diesem 1815 an Preußen abgetreten wurde. Also 5 Staatswechsel in 13 Jahren!

Bei der Würdigung der nun folgenden zeitgenössischen Berichte über die Ereignisse von 1800/01 muß man berücksichtigen, daß die Bekämpfung der Kriminalität damals außerordentlich schwer war. Sie war – jedenfalls in unserer Gegend – den sogenannten Vögten anvertraut, aber nur als eine ihrer Aufgaben neben vielen anderen Verwaltungsgeschäften.

Im Amte Reckenberg gab es damals unter der Leitung des Amtsentmeisters Harsewinkel nur 2 Vögte: den Wüstevogt im Gütersloher Landgebiet und den Polizeimeister von Friedrichsdorf. Beide hatten je einen Untervogt, der in Friedrichsdorf Polizeidiener genannt wurde.

Von irgend einer polizeilichen Ausbildung dieser Vögte und Untervögte habe ich nichts gefunden. Der Apotheker und Polizeimeister Schrader hatte sie sicher nicht, und sein Polizeidiener Piepenbrock auch nicht, den Schrader u.a. mit der Begründung empfohlen hatte, er sei „eines ordentlichen und aufrichtigen Betragens, sei folgsam und verschwiegen“ und –

ich wiederhole — „er kann lesen und schreiben“, was damals nicht selbstverständlich war! Die Bekämpfung der Kriminalität war eben (ich hob es schon hervor) nur eine von vielen Aufgaben dieser Verwaltungsbeamten, und selbst ein bei ihrer Bekämpfung erfolgreicher Beamter konnte nicht immer auf Anerkennung rechnen, wie z.B. der Oberamtmann Schäffer aus Sulz am Neckar, der sich 1799 beklagte, daß ihm wegen seiner kriminalistischen Tätigkeit von seinen Vorgesetzten Vorwürfe gemacht würden, nämlich er gerate mit seinen übrigen Dienstgeschäften in Rückstand, auch stiegen die Unkosten seiner kriminalistischen Tätigkeit stetig an. Vielleicht meinten Schäffers Vorgesetzte, es genüge, zweifelhafte Elemente über die Landesgrenze zu vertreiben, auf die Gefahr hin, daß sie alsbald wiederkämen, oder sie ans Militär zu verkaufen, wie beides auch in unserer Gegend vorgekommen ist. Die Frage ist, wie weit damals eine systematische Bekämpfung der Kriminalität überhaupt erwünscht war. Es war die Zeit der deutschen Kleinstaaterie in der nächsten und näheren Umgebung von Friedrichsdorf —, und gelegentlich kam es den Behörden nur darauf an, daß die verdächtigen Elemente im eigenen Kleinstaat nicht stahlen und vielleicht sogar Verdienst ins Land brachten, aber dies wohl mehr durch Ausnutzung der Grenzlage (sich Schmuggeln) tun sollten. Dies war auch die Zeit, in der die Rhedaer Fußpost mit wohlwollender Duldung der Obrigkeit beim Postgang nach Bielefeld Schmuggel ins Ravensberger Land hinein betrieb und in der die Reckenberger Beamten in den Verdacht gerieten, als hätten sie bei der Anlage von Friedrichsdorf auf die Akzisedefraudanten aus dem Preußischen spekuliert — also aufs Schmuggeln — wie der WA berichtet. Die Instruktion an Schrader (aus dem Jahre 1793), sogar gegen strafbare Handlungen seiner Mitbürger nicht einzuschreiten und später, Klagen von auswärts abzuwarten, spricht für sich. Es war die Zeit, in der noch 1789 der Sparrenberger Amtmann Tiemann sich darauf beschränkte, eine Bande aus dem Ravensbergischen über die Grenze ins Reckenbergische zu vertreiben. In alten Zeiten hatte es in Deutschland als Strafe die Landesverweisung gegeben — auf die Gefahr hin, daß der Abgeschobene bei Gelegenheit wieder ins Land kam — ebenso wie man noch 1801 in Preußen Verbrecher nach Rußland deportierte, die dann zum Teil bald als organisierte Räuberbande nach Ostpreußen zurückkehrten. Bei der Kleinstaaterie in Westdeutschland konnten die Täter auch zu leicht über eine nahe Grenze in ein anderes

Land mit anderen Behörden oder sogar mit einem anderen Rechtssystem entweichen und sich so — bei der oft mangelhaften Zusammenarbeit — der Verfolgung entziehen. Täter konnten sich oft der Verfolgung auch dadurch entziehen, daß sie sich vom Militär anwerben ließen, von dem sie bei nächster Gelegenheit desertierten, ebenso wie sie oft aus den Gefängnissen und Zuchthäusern entflohen. Es war jene Zeit der großen Räuberbanden in Westdeutschland, die in einer Stärke bis zu vierzig Mann oder mehr Häuser stürmten, Fuhrwerke und reisende Händler überfielen, in Lagerhäuser und Kirchen einbrachen, Banden, mit denen die Behörden vor dem späteren zwischenstaatlichen Verfolgungsabkommen von 1802 kaum fertig wurden, Banden, die manchmal sogar bei Auseinandersetzungen mit Polizei und Militärstreifen Sieger blieben.

Wie weit die zwei Vögte und zwei Untervögte im ganzen Reckenberger Lande (außerhalb der Hauptstadt Wiedenbrück), also vier Beamte, selbst bewaffnet waren, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß sie u.U. darauf angewiesen waren, Schützen — seit uralten Zeiten eine Art Landesmiliz — zu Hilfe zu rufen oder — wie Schrader — im Notfall alle Hausväter „zu Schützen aufzurufen“ (= zu bestimmen). Soldaten (ausgebildetes und bewaffnetes Militär) gab es im Reckenberger Lande, dieser Osnabrücker Exklave, überhaupt nicht, sondern nur im zehn Stunden weiten Osnabrück selbst.

Diese sogenannte „Polizey“ von vier Mann hatte zudem nicht die heute selbstverständlichen, später erfundenen Hilfsmittel, keine Fingerabdrücke und keine Photographien. Man muß sich einmal vorstellen, wie sehr dies ihre Arbeit erschwerte. Täter und Verdächtige mußten mühsam — man liest es in den Zeitungsberichten Schraders — nach Aussehen, Größe, Gesichtsausdruck, Narben, Warzen, Kleidung, Namen und Decknamen beschrieben werden, die sie ebenso häufig änderten, wie sie über die Grenzen wechselten und natürlich ihre Kleidung wechselten. Pässe gab es zwar auch (ohne Photos), aber man fand bei vielen Verhafteten oft mehrere Pässe, mochten sie nun von anderen gekauft, gefälscht (das gab es oft) oder von Behörden ausgestellt sein, die so manchmal unliebsame Elemente loswerden wollten. Jedenfalls brachten Friedrichsdorfer Neusiedler, darunter oft Kriminelle, „die schönsten Bescheinigungen von Behörden“ mit (so Schrader) — ausgestellt offenbar in dieser Absicht, sie loszuwerden, wie dies im 20. Jahrhundert italieni-

sche Bürgermeister (Christdemokraten wie Kommunisten) für Gastarbeiter in der Bundesrepublik Deutschland auch taten.

Auch die Nachrichten und Verkehrsverbindungen waren im Vergleich zur heutigen Zeit wegen des Fehlens von Autos, Eisenbahnen, Flugzeugen, Radios, Telefon und Telegraphie unvorstellbar schwierig. Es gab zwar eine preußische Fahrt- und Reitpost, die von Bielefeld an zwei Wochentagen über Friedrichsdorf nach Lippstadt in den Westen führte und umgekehrt zurück. Aber ich weiß nicht, ob sie in Friedrichsdorf hielt, ob dort eine Posthalterei war. Sicher gab es keine Postverbindung von Friedrichsdorf zum Amtssitz in Wiedenbrück-Reckenberg und von dort (ebenso wie von Friedrichsdorf) keine Post zur Hauptstadt Osnabrück, zu der man aber von Wiedenbrück wöchentlich einmal einen Fußboten schickte, der mittwochs (im Winter schon dienstags) sich nach Osnabrück auf den Marsch begab und zum Wochenende in Wiedenbrück zurück sein mußte.

Es ist überhaupt bezeichnend, daß die Entfernungen von Friedrichsdorf nach anderen Orten damals in einer Beschreibung des Westfälischen Magazins von 1789 nicht in Meilen, sondern in Fußstunden angegeben wurden: nach Wiedenbrück vier Stunden, nach Osnabrück zehn Stunden, nach Lippstadt sieben Stunden, nach Bielefeld dritthalbe Stunden usw. Der Friedrichsdorfer Polizeimeister mußte deshalb zum Amt Reckenberg und zur Hauptstadt Osnabrück zu Fuß gehen, wenn er kein Pferd hatte und sich auch nicht mit von der Post — auf Umwegen — zu befördernden Briefen zufrieden geben wollte, die sehr lange Zeit bei ihrer Fahrt über die entsetzlichen Sand- und Heidewege brauchte. (Ich erwähnte schon: Das preußische Militär verlangte damals für seinen Marsch zum Westen auf der sogenannten Lippstädter Landstraße durch die Heide jeweils die Begleitung durch sogenannte „Bothen“ des Friedrichsdorfer Polizeimeisters).

Und dann mußte man bei brieflichen Anfragen entsprechend lange auf Antworten seitens der damaligen Behörde warten, wenn Schrader es nicht vorzog, sie selbst in Wiedenbrück oder Osnabrück aufzusuchen.

Eine weitere Schwierigkeit für die Bekämpfung der Kriminalität lag, abgesehen von der geringen Unterstützung durch die eigenen Behörden, in der schlechten Zusammenarbeit mit den Nachbarstaaten. Schrader selbst schreibt in seinem Juli-Bericht im WA 1801, daß einige Kriminalbehörden zu „jüngstlich, nachlässig,

unordentlich oder gar eigensinnig genug sind, die über die Delinquenten vorhandenen Nachrichten und Protokolle (auch nur) mitzuteilen, und die gehaltenen schriftlichen Anfragen keiner Antwort würdigen.“

Erst nach Zerschlagung der Friedrichsdorfer Bande im Jahre 1801 kam es 1802 zu einer Vereinbarung westdeutscher Staaten über eine wirkungsvolle Zusammenarbeit zur Bekämpfung der Räuber mit Amtshilfeabkommen, neuen Paßbestimmungen und neuen Auslieferungsvereinbarungen, so daß schließlich die Räuberbanden in ganz Westdeutschland zerschlagen werden konnten.

In dieser schwierigen Situation war es kein Wunder, aber doch erstaunlich modern, daß Schrader sich 1801 über die Presse an die Bevölkerung wandte, um sie durch genaue Beschreibung der Täter und ihrer Taten zu warnen, und bei der Verfolgung der Flüchtigen Hilfe durch die Bevölkerung zu erhalten. Aber die einzige, in kürzeren Abständen (zweimal wöchentlich wie die Post) erscheinende Zeitung — in unserer engeren Heimat gab es keine andere — war der „Westfälische Anzeiger“ (= WA) aus Dortmund, in dem 1801 und in der Folgezeit eine Reihe von Artikeln über die Friedrichsdorfer Räuberbande erschienen und im Zusammenhang damit Betrachtungen über das damalige Rechts- und Staatswesen.

Aber wer konnte damals schon lesen, und wer hielt überhaupt den WA? (Ich habe Grund zu der Annahme, daß Schrader damals weit und breit — außer ihm vielleicht noch der Friedrichsdorfer Pastor Rothert, sowie in Wiedenbrück der Dechant Harsewinkel — einziger Abonnent des Westfälischen Magazins war).

Gestatten Sie mir nach diesen Ausführungen nun einen dokumentarischen Bericht durch Vorlage der zeitgenössischen Dokumente selbst. Ich beginne mit dem Artikel des WA in der Nummer 30 vom 14. April 1801 (also vor über 177 Jahren). Es wird da zunächst von einem mißglückten Raubüberfall der Friedrichsdorfer Bande vom November 1800 in einem Vermolder Hause berichtet — mißglückt deshalb, weil einer der Täter die gefesselte Hauseigentümerin, die er bewachen sollte, entkommen ließ, die dann den Justizkommissar in Vermold alarmieren konnte. Die Räuber mußten fliehen und beschlossen nach ihrer Flucht auf dem Heimwege in Hesseldrich, diesen ihnen ohnehin etwas als Verräter verdächtigen Genossen zu töten. Nach einem gemeinschaftlichen Vaterunser für seine arme Seele schnitten sie ihm

den Hals ab. Der Redakteur fährt fort: „Dies geschah ungefähr in der Mitte des Novembers 1800. Im Dezember oder Anfang des Jänners (genauer – laut späterem Bericht Schraders – in der Nacht vom 8. zum 9. Januar 1801) lauerten die Vögte und Unterbedienten im Paderbornschen auf das immer frecher werdende Gesindel, und ein Vogt traf zu Neuenbrücken, einem Wirtshause, drei Kerls und auch Weiber, die ihm verdächtig vorkamen, und forderte ihre Pässe. Sie, heimlich bewaffnet, lachten ihn aus, aber da er Mannschaft bei sich hatte: so nahm er sie gefangen. Einer der Gefangenen verlangt (Toiletten gab es nicht) vor die Türe, der Vogt geht mit ihm, und der Spitzbube steckt ihm zwei Kronentaler in die Hand, um ihn springen zu lassen. Der Vogt steckt beide Kronentaler ein, läßt aber den Kerl nicht laufen, und nun kömmt es zum Handgemenge. Die Spitzbuben waren mit Messern versehen, zerschnitten in der Geschwindigkeit dem Vogte das Gesicht und suchten ihm den Gnadenstoß beizubringen, der aber auf die beiden Kronentaler traf, die dem Manne das Leben retteten. Einer seiner Schützen oder Gehülfen, ein Tosengräber, war nicht so glücklich, ward ermordet und die Spitzbuben entkamen . . . Man verfolgte nun die Spitzbuben durch Steckbriefe und zwei von ihnen, unter welchen Evert Brackmann war, wurden in Friedrichsdorf ertappt und eingezogen.“ (Hier irrt der Redakteur. In Wirklichkeit war Brackmann – wie wir in dem späteren Bericht Schraders vom 17.7.1801 lesen – an Ort und Stelle verhaftet und nach Paderborn überführt worden, während zwei andere Mitläufer, Pape und Meyer, nach Friedrichsdorf entkamen).

Der WA fährt fort: „Friedrichsdorf ist eine neue Kolonie im Osnabrückischen Amte Rekenberg, am Postwege Bielefeld nach Lippstadt, dicht an der Preußisch-Ravensbergischen und nahe an der Rietbergischen, Rhedaischen, Lippischen, Münsterschen und Paderborner Grenze, auf einer sich ins Preußische erstreckenden Erdzunge erbaut, jetzt etwa 80 Wohnungen stark, und hat einen Katholischen und einen Lutherischen Prediger. Der Boden ist nicht ganz unfruchtbarer Sand; die Hauptspekulation scheint aber auf die Accisefraudanten aus dem Preußischen gegründet zu sein. Ob die Entschädigungsmaßregel beim jetzigen Friedensschlusse (dem von Luneville im Februar 1801) kein Loch in dieses Projekt, wenn es eins war, machen werde, weiß ich nicht.

Die im Preußischen und Lippischen angrenzende Gegend heißt die Senne, eine unfruchtbare und kärglich bebauete Sandsteppe, ganz zum Schlupfwinkel des liederlichen Diebesgesindels geeignet, und auch nach der Erfahrung dazu qualifiziert.“ – Es folgt eine Schilderung der vorstehend dargelegten wirtschaftlichen Schwierigkeiten Friedrichsdorfs. Der Artikel fährt dann fort: „Friedrichsdorf war auch berüchtigt, mitunter unehrliche Einwohner zu haben, und es ließen sich häufig fremde und verdächtige Leute sehen; dort hörte man im Dorfe selbst und in der Nachbarschaft selten von Diebstählen und Räubereien. Hierhin flüchteten – nach der Tat von Neuenbrücken – Evert Brackmann und noch einer seiner Konsorten.“ (Irrtum des Redakteurs: Pape und Meyer flüchteten, Brackmann kam von Neuenbrücken verhaftet nach Paderborn). „Ebenso geschwind überkam aber auch ein Steckbrief von Paderborn, und beide wurden arretiert und nach Paderborn ausgeliefert. Hier gerieten sie in die Hände von sehr geschickten Inquirenten, die bald ein genugtuendes Geständnis herausbrachten, und darunter war auch der Mord bei Hesseldrich, und die Aussage auf mehrere, auf sehr viele Mitschuldige, dem Anschein nach aber nicht auf alle, und nicht auf Diebeshehler. Was man in Paderborn für Mittel (der Redakteur meint offenbar die Folter) gebraucht habe, das Geständnis so bald herauszubringen, weiß ich nicht, vermute aber, daß die neuere Empfindelkeit keinen Anteil daran gehabt habe, nach welcher man so säuberlich mit Menschen verfährt, die die Unschuld foltern, berauben und allenfalls bei kaltem Blute ermorden. Wer etwas Inkonsequenteres, Menschenhassenderes und Schutzberaubenderes kennt, als das Geschwätz über Schonung des Menschenlebens ist, wenn es im Grunde doch nur auf ein Hyänenleben (des Räubers!) ankommt, sage es. Die Paderbornsche Regierung denunzierte nun bei der Osnabrückischen Regierung acht Diebesfamilien in Friedrichsdorf: Kirchhof, Voß, Müller, Niehus, Patt (oder Pate, Page), Hiltener, Winkler und Irlinghus, wovon beide erstere Hausväter sich zur Lutherischen Konfession bekannten, und die übrigen zur Katholischen. Kirchhof und Müller besaßen bereits eigene Häuser, und alle würden sich mit der Zeit angekauft haben, wenn man ihnen die Zeit dazu gelassen hätte. Kirchhof (dessen wahrer Name, wie sich später herausstellte, Jakob Henneberg war) scheint Räuberhauptmann zu sein und Voß sein Adjutant, den wahren Namen dieser Leute weiß man aber nicht.

Dieser Gesellen habhaft zu werden, kostete Kopfzerbrechen. Die Osnabrückische Regierung war in Verlegenheit, denn diese Leute standen im Rufe gefährlicher und verzweifelter Menschen, die Leben und Freiheit teuer verkaufen.

Man trug die Gefangenenehmung zwar dem Polizeimeister in Friedrichsdorf, Herrn Schrader, auf, erbot sich auch zu genugsamer Mannschaft an, die aber (von ihm) nicht angenommen ward. Herr Schrader kannte seine Leute schon längst . . .“

Es wird dann geschildert, wie er das Vertrauen der Räuber erworben hatte, und in diesem Zusammenhang ein besonderer Vorfall, der dazu geführt hatte, daß die beiden Gemeindevorsteher, die es in Friedrichsdorf gab, ein katholischer und ein evangelischer, eigenmächtig eine Haussuchung bei Kirchhof und Voß – ohne etwas zu finden – durchgeführt hatten, worauf die Räuber sich bei Schrader beschwerten und die „eclatanteste Genugtuung“ verlangten, die er ihnen auch zusicherte. „Er reiste nach Osnabrück, alle übrigen wahrscheinlich, sich gegen diese Cabale der Vorsteher zu verwahren und erhielt nun hier den geheimen Auftrag, diese acht Diebesfamilien einzufangen. Am 28. Februar 1801 (einem Samstag) kam er zurück, Kirchhof und Voß überliefen ihm um Genugtuung, und er versprach die glänzendste, ließ sich merken, daß die Vorsteher abgesetzt, die beiden Supplikanten (Kirchhof und Voß) an ihrer Stelle eingesetzt werden würden.

Am 1. März, des Sonntags, gingen Kirchhof und Voß zum Abendmahl; bei den Lutheranern als bei den Katholiken ward angesetzt, daß alle Hausväter des Nachmittags bei schwerer Strafe bei dem Polizeimeister erscheinen sollten, und jeder erschien, die ehrlichen und die unehrlichen.

Nun verlas er erst ein Gebot der Landesregierung, in welchem überhaupt jedem auf das Schärfste und Nachdrücklichste anbefohlen ward, dem Polizeimeister in allem den pünktlichsten Gehorsam zu leisten, und was konnte dieses nach Meinung der Räuber anders bedeuten, als das Absetzen der Vorsteher? – Allein mit einem Male ruft er vier Mann auf, und übergibt ihnen Kirchhof als Gefangenen, anderen viere vertraut er Voß an etc., und so hatte er sie alle acht, ohne Blutvergießen, folglich wohlfeiler, als er selbst dachte, da er sich insgeheim mit vielen Waffen versehen hatte.

Einige Knaben der Spitzbuben lauschten vor der verschlossenen Tür des Polizeimeisters,

und stießen gleich in ihre Spitzbubenpfeifen, als sie Unrat merkten. Bald hörte man allenthalben in der Senne diese Diebespfeifen, und doch glückte es dem Polizeimeister, auch die Weiber der Diebe einzufangen, wovon jedoch das grobschwangere Weib des Kirchhofs mit einem beträchtlichen Vorrat von Geld sich (von den Schützen) losmachte und entkam. Bei der Untersuchung der Häuser fand man kein Geld, wohl aber Diebesinstrumente, verdächtige Ware und bei Kirchhof eine Menge Pässe mit lauter verschiedenen Namen.

Man befürchtete gewalttätigen Beistand der Diebe in der Senne, deren Diebespfeifen man lange genug gehört hatte; man entbot sich also allen möglichen Beistand, selbst aus dem Preußischen kamen bei den Stürmen mit den Glocken Leute genug zur Hülfe; die ganze Nacht mußte in jedem Hause Licht brennen, und auf den Straßen gingen zahlreiche Patrouillen, um das Anstecken des Dorfes zu verhindern, das man den Konsorten der Eingefangenen zutraute, um diese im Geräusche zu befreien.“ Ich muß nun hierzu ergänzen, daß diese Furcht nicht unbegründet war, denn ein Jahr später (1802) rächte sich der Anhang der Bande an Schrader und steckte ihm das Haus an, welches in der Nacht vom 1. zum 2. Februar 1802 abbrannte.

„Am 2. März 1801 (in Wirklichkeit einige Tage nach ihrer Verhaftung) wurden die in Friedrichsdorf Gefangenen nach Wiedenbrück in die Gefängnisse gebracht. Möchten sie dort so schlaue und glückliche Inquirenten finden als ihre Spießgesellen in Paderborn fanden . . . In der Preußischen Senne hat man auch schon Verdächtige eingezogen; allein nach allem, was man erfährt, ist die Bande ungeheuer groß und stark und nur der entschlossenste und harmonisierende Ernst aller benachbarter Obrigkeiten kann uns aus der Krise retten . . . Überdies kömmt es mir vor, als wäre es für gemeine Sicherheit zuträglich, daß die kleinen Staaten mehr zusammengeschmolzen würden; dadurch würden die vielen Grenzen ausgeglättet, die vielen Schlupfwinkel in ein Ganzes verwandelt, das sodann kein Schlupfwinkel mehr sein würde, und dem Diebesgesindel die Gelegenheit benommen, schier mit jeder Stunde in eines anderen Herrn Lande zu sein, um dort den Raub in Sicherheit zu verzehren. Daß die Einwohner des Deutschen Reichs nur durch dies Zusammenschmelzen erst wieder eine respektable Nation werden könnten, und durch kein anderes, nicht durch Aufrufe zum Patrio-

tismus, oder durch patriotische Journale, versteht sich wohl von selbst und gehört eigentlich nicht hierher."

Soweit der Artikel des WA vom 14. April 1801 mit seinem eindrucksvollen und überzeugenden Schlußwort.

Nun auch noch den weit eingehenderen Bericht Schraders im WA vom 17. und 21. April 1801 ausführlich zu zitieren, würde zuviel Raum in Anspruch nehmen, auch wenn dies für die Charakterisierung der damaligen Zeitverhältnisse über das hinaus, das wir schon gehört haben, sicher sehr instruktiv und reizvoll wäre.

Ich will nur aufgrund des Schraderschen Berichts den Artikel des WA vom 14.4.1801 weiter (außer den schon oben erfolgten Berichtigungen) dahin richtigstellen, daß man im Januar 1801 in Paderborn, um ein Geständnis Brackmanns zu der Tat vom 8. zum 9. Januar und anderen Taten zu erzielen, keine Sondermittel (sprich Folter) benötigte, da Schrader schon am nächsten Tage, nämlich am 9. Januar, nachdem er zufällig von der Paderborner Tat gehört hatte, die nach Friedrichsdorf entkommenen Pape und Meyer verhaftete und nach Wiedenbrück hatte überführen lassen. (Übrigens fand er auf Papes Rücken nach dessen Entkleidung Brandmarken, mit denen man früher überführte Verbrecher gekennzeichnet hatte.) Beide wurden von Wiedenbrück nach Paderborn geschafft. Ein anderer (4.) Bandenangehöriger Weißenbacher „geht“ (ich zitiere Schrader wörtlich) „nach Paderborn und wird Soldat, um vielleicht nächstens die anderen zu lösen; allein er wird sogleich arretiert, die übrigen werden wieder inquiriert, weil ihretwegen ebenfalls Aufklärung erfolgt war, und nun bekannt Brackmann, in der Meinung, die Friedrichsdorfer Familien, die er nachher angegeben, wären ebenfalls inhaftiert und hätten ihn verraten."

Interessant in Schraders Bericht sind auch die vielen Alias-Namen der Bandenmitglieder und was wir von ihrer Vergangenheit erfahren. So nannte sich Brackmann auch Niemeyer, nannte sich das entkommene Bandenmitglied Jobst Hermann Eberhard außerdem nach Bedarf: Hüning, Kruse, Linnemöller oder Hannoversmann. Diesen – von dem Schrader eine Brandstiftung im Verleschen berichtet (aus Rache, weil Schützen sich an seinem Weib vergrieffen und sie aus dem Lande „transportiert“ hatten) – schildert er, wie folgt:

„Dieser Hannoversmann ist aus dem Osnabrück-schen gewaltsam entsprungen, ein äußerst ge-

fährlicher Kerl, groß, wohl gewachsen, rasch und schlank im Wesen und im Gange, einige dreißig bis vierzig Jahre alt, hat ein glattes Gesicht, jedoch auf dem einen Backen einen sichtbaren Schmarren, braunes, abgeschnittenes, lockiges Haar, eine etwas gebogene Nase, blaue Augen, einen lebhaften Blick, ist munter und gesprächig, trägt gewöhnlich einen grauen tuchenen Rock, oder ein kurzes blaues, auch wohl grünes Collet, ein rot und grün gestreiftes wollenes Kamisol, lederne oder graulich manchesterne Beinkleider, eine Pudelmütze mit einem Fuchsschwanz, oder runden Hut mit einem grünen Band und Schnalle."

Diese Beschreibung zeigt, wie schwierig die Verfolgung und Verhaftung von Flüchtlingen in jener Zeit waren, in der es weder Photographien noch Fingerabdrücke gab, in der man mangels behördlicher Kontrolle und Zusammenarbeit die Namen beliebig wechseln und bequem fremde Pässe (ohne Photos!) verwenden konnte – und wenn auch die Personenbeschreibung ziemlich genau ist, wer las sie, selbst wenn er lesen konnte; wer hielt den WA?

Mit diesem Bericht könnte ich schließen, möchte aber noch die schwerwiegenden Folgen der Rache des Räuberanhangs am Polizeimeister Schrader schildern, dem man laut WA von 1802 zweimal das Haus ansteckte – zu einer Zeit, als es noch keine Brandversicherung gab! Wir lesen darüber am 19.2.1802: „In der Nacht vom 1. zum 2. Februar brannte das Haus des Polizeimeisters Schrader ab. Unsere Leser erinnern sich dieses Namens; der Mann war den Spitzbuben gefährlich, und fing Kirchhof und Konsorten glücklich auf. Daß ihm Spitzbuben dieser Bande das Haus ansteckten, ist gewiß. Man kennt einen der Täter . . . Herr Schrader ließ sich Nacht vor Nacht bewachen; die Scheune des Hauses war so verschlossen, daß niemand des Nachts aus ihr ins Wohnhaus konnte, noch aus dem Wohnhaus in die Scheune. Nach aller angewandten Vorsicht konnte der Brand nicht durch Verwehrlosung des Feuers entstehen . . .

Durch die Anstalten des lutherischen Herrn Predigers Rother sind die Schraderschen Effekten fast gänzlich gerettet worden; er bewies dabei die größte Gegenwart des Geistes; von ihm schreibt sich auch ein neues, lokales Feuerreglement her, und eine sichere Patrouille von vier Mann, gut bewaffnet und gut eingelernt; die erste Nacht patrouillierten dieser Herr Prediger Rother und der Herr Polizeimeister

Schrader selbst. Wir sind also in den Naturstand zurückgestoßen, jeder muß sich seiner Haut wehren, so gut er kann; vielleicht kostet es Blut, und da so vieles Blut vergossen ist, wird die Kriminaljustiz auch das übersehen, wenn nur kein Menschenblut vergossen wird; Menschen sind aber nur die Spitzbuben. . ."

Eine Sammlung des Pastors zu Gunsten des Geschädigten, der (wie es in seinem Aufrufe im Westphälischen Anzeiger vom 19.3.1802 heißt) „doch Opfer seiner Dienstleistungen zum Wohl der guten und begüterten Menschen geworden ist“, wurde auf Wunsch von durch diese Zeitungssammlung schockierten Verwandten eingestellt, die meinten, solche Sammlungen verstießen wider die „Delikatesse, womit man Leidende und Verunglückte zu behandeln verpflichtet bleibt." Es gibt darüber eine nachlesenswerte Diskussion im WA, in den Mindenschen Anzeigen und in der Lipstädter Zeitung anno 1802. Aber ich habe Zweifel, daß die Hoffnung auf eine Entschädigung Schraders durch die Osnabrücker Regierung erfüllt worden ist, welche Hoffnung diese

Verwandten bei ihrer Ablehnung der Sammlung in den Mindenschen Anzeigen gelüßert und darin geschrieben hatten, „daß wir zu der das stille Verdienst schätzenden Osnabrücker hohen Landesregierung das Vertrauen fassen, daß sie die Verdienste und Aufopferung des Polizeimeisters durch dessen baldige und bessere Versorgung zu honorieren geruhen werde."

Von einer besseren Versorgung Schraders über die kümmerlichen fünfzehn Taler jährlich hinaus habe ich jedoch in den Akten nichts gefunden – von einer Entschädigung für den Brand nicht zu reden. So konnte ein dienst-eifriger Polizeimeister – und auch das ist ein Zeichen der damaligen Zeit – in Folge seines Einsatzes für die Allgemeinheit völlig verarmen. Pastor Rother schreibt dazu, daß Schrader und seiner Familie dadurch „das Leben gänzlich verkümmert worden ist" (WA v. 19.3.1802). Und zum Todesdatum Schraders, dem 18. Mai 1824, trägt der amtierende Pastor in's Kirchenbuch ein: „Ist in dürftigen Verhältnissen und ohne Erblässenschaft verstorben."

Martin Asholt

Hier wed Platt kürt

Plattdütske von'n Buske in Gütsel

De am 7. März 1937 im Oller von 54 Jouhren vortorbene plattdütske Dönkes-Schriever Fritz Steinhaus (= „Kiek süh“) kreig von sin'n Onkel, dän Ehrenbürger von Gütsel Sanitäts-raut Zum-Winkel, oft de Frauge stellt: „Fritze, wat segget se up'n Buske?"

„Ich schlahu Di daut!“ was dann prompt de Antwort. „Gout, kann's met föhrn, was dann de lachende Upforderung un dann herup up'n Kutskerbuck. Bi äinen plattdütsken Klönaubend det Heimatvereins in Stratemanns Wintergoarn stellte „Kiek süh“ an de versammelten Heimatfrünne de Frauge: „Kann mi äiner vorraun, wat dat Wort „ick schlahu Di daut“ bedüht? Dän Heimatverein leite doumauls 1934 Studienraut Johannes Kellner. Kellner vostund woll platt, ouwer he konn nich trügge girben. De Frauge is doumauls nich beantwortet. Von Dautschliar-gerigge up'n Buske was nix bekannt.

Läter häwwe ick dösse Frauge moll met Heinrich Sprick (Büsker, Jouhrgang 1880) bekürt.

„Jau, segg he, met dän Dautschliarger von Buske, do is wat von met, dat häf mi mien Vadder (auk Büsker, Jouhrgang 1856) ut-än-anner settet; he konn me so manches von Buske un dän Büskern votellen, he was nämlick Väh-händler un kenne Land un Löh. Ja, menne Spricks Heinrich, wenn man in Gütsel von'n Buske kürt, dann denkt man meist an de Männer, dän iahr Gewerbe Vähhandel, Gemöisehandel oder Ackerbürger was. Vähhändler kürt ja nu selten leise, se hadden 'n hellen Hals. Dösse Loe läiten sick ock nich gärne in enge Grenzen twingen, un de Begriff „Recht odder Unrecht“ word wietherzig utlägt. Ouwer in iahrn Kern wörn se echte, sture Westfaulen, un kläiner läit den annern in'n Stecke. Büsker hät immer iahrn Mann stauhn, besonnern, wenn't Vaterland in Naut was. Wie bruket doch nur an 1914/18 trügge denken. Et was doch äin waskechten Büsker, de met dän höchsten Kriegorden (Goldenet Verdienstkreuz – Pour le merite det

Unteroffiz.) utteknet word. Dössen höchsten Orden nam de Büsker Wilm Brinkmann ut de Hand von S.M. Wilh. II un word tom Vize-Wachtmester befördert. Wilm Brinkmann was in'n Beruf Wiarbarmester bi Fa. Gebr. Bartels, un up'n Buske in'r „Villa Brumm“ gebuarn un upwossen. Et was mien Schoufkameraud, deswiargen häf mie de hauge Orden un siene Beditung usw. (Pension un ok no de Achtung bi use hitigen Bundeswehr interessiert.) De Pour le merite was im Jouhr 1740 bi de Thronbestiegung Friedr. d. Grauten insettet un de Bestimmungen häf hüte no Gültigkät.

Büsker sind ja stuer, wat äigen, hault ümmer an aulen faste, ja de Büsker hadden fröher n äigenen „Amtmann“ met'n Beigeordneten „Puddewittken“, ja, de Büsker hadden sogar ne äigene Bank („Freibank“), ne äigene Büskerkapelle („ne Büsker Hymne“), de Refrain word sungen: „Ouwerr äins, ouwerr äins dat blief bestauhn, De Gütselske Busk darf niemauls unergauhn.“

Dirigent von der Büskerkapelle was Anton Eser von'n Buske. Siet 14. März 1945 is de Busk in Gütsel nur no ne Erinnerung. Folgende Namen von up'n Buske gebuarn oder upwossenen Gütselsken dröwet wie os Vorbild in Erinnerung behaulen:

1. Seminardirektor August Verleger, os Schoufmann, os Schriftsteller un Dichter. Denk wie an dän Roman „Der tiefe Brunnen un dat trutzige Dorf“.

2. Fritz Schwake, äin stund käin Penning Geld to Verfügung, sonnern sien Kapitul was alläin dat, wat he in user Altstadtshoule, besonnern bi'n Lärher Heinrich Niemeyer (Schwatten) lährt hadde. De sozialen Inrichtungen, de dösse Fabrikant det grauten Margarine-Werk in Herford schafft häf, sind vorbildlick bekannt.

3. Stadtältester un stellvertr. Landraut Johann Sewerin, äin waschechter Büsker un Gütselsken. Dür äinstimmigen Beschluß det Rautes word ne Straute no äm benannt.

4. Handelslärher Büsching, früher Berlinerstr. 75/77.

5. Dr. jur. Heinr. Voß (Kahlert – Wirus), Berlinerstr. No. 107.

6. Regierungs-Bauraut Siegfried Stratemann (Hannover), früher Berlinerstr. 122.

7. Fabrikant Fritz Husemann (unner Motoren-Husemann bestens bekannt), früher Strengerstr. No. 12.

8. un 9. Twäimaul 1906 un 1909 sind in use Gütsel Fortbildungschöller met de vom Kgl.

Oberpräsident in Münster voliehene Medaile „Für Fleiß und Geschick“ uttäcknet worn:

1906 Ludw. Grabemann, Weberlärherling, + 1973 un 1909 Ludw. Heißmann, Schriftsetzerlärherling, gef. 1914, utgerärknet twäl Schöller, de up'n Buske gebuarn un upwossen sind. De Uttäcknung erfolge no äinen Wettbewerb bi dän Westf. Fortbildungschöllern „Klassenupsatz, äigenet Gedankengout“.

Ludw. Grabemann os Betriebsleiter von Gebr. Bartels (doumauls 700 Beschäftigte), Wohnung doumauls Ackerstr. – Grünestr. un Berlinerstr. 89 und 133, was ja in Gütsel stadtbekannt os plattdütsker Dichter un Schriftsteller. Gründer der plattd. Lärsestunne un Autor det utverkofften plattid. Boukes „Ut aulen Dagen“. Dat 1977 herut gebrochte Bouk „Use Gütsel“ stammt auk ut de Fiarn von Ludw. Grabemann.

Grabemann was dat beste „Piard“ in'n Heimatverein.

Nu will ick up dän Dautschliarger von Buske trügge kommen.

So in de achtziger Jouhre det vor. Jouhrhunnert lärerwe up'n Buske äiner Namens Broß. Wo he met Vornamen häite, is mi nich bekannt, un de richtige Husname döiht nix to Sake. De aulen Lue up'n Buske kennen äin nur met Broß. Wann he gebuarn was, wuß he nich; to'n aulen Bürgermester Mangelsdorf segg he mol bi'n Vohäier: „Inne Fitzebaunentiet“.

Broß häier to de tougeturgenen Büsker, käin Original.

Bi'n grauten Peter (Stedtfeld) hadde he sikk met öllere Arbäiten manchen Kaßmännen vödünt, he was von Provischon Mürker, vöstund sikk up öllerläi Hanteerungen, Schlachten, Handel, Graben un ok Liergouhn.

„Grauten Peter“, dat will ick iarben erklären, was äin grauten Vähhändler, an'ne Berlinerstraute-Mürnstraute.

Ut miene Schoufjugendtielt is no in Erinnerung (doumauls 8 Jouhr ault?) bi'n „Grauten Peter“ Stedtfeld hadden se äinen Teppich ut „Persien“. Berta, de Dochter moß dössen Teppich räinigen un zwar up'n Marktplatz up'n Gräs un zwar dür Afriegen met Wittbraut. Dat wie dat to Hus dän Ellern votellen, was doch klour. N Wittbraut koste doumauls n Kaßmännen (25 Pfg.). „Dat is Sünne“, waß det Antwort der Ellern, domet was de Perserteppich fo us Büskern unger afdouhn. Im Oulgemäinen läigen in Sturben up'n Buske woll kum Teppiche, in dän mersten Fällen word witten Sand strögget. So nu wenn up Broß torügge. Broß was

äin Liergänger, he sochte ümmer no dän Mann, de de Arbäit erfuhnen hadde. Ja, söcke Lue gäft mähr in Gütsel.

Up'n Buske siär man: „Ja, so sind se, arbäiten wilt se nich, besahnen douht se nich, käin Knaup an de Büksen, de ganzen Hütten vuil Schulden, ouwer ümmer sehr zum Wohle, Prösterken.“

Broß hadde sien Unnerkommen up Schmulpulsecke, entweder in'ne Kerskerigge odder achter de Müern in'n Grauten Peters Mietshus. Met Broß namm et so lichte käiner up, de äin kenne. He was n grauten Kerl un hadde Mout fo twäi, bange si'n kenne he nich. Et mott so ca 10 Jouhr no dän 70 Krieg wiarn sien, äinen Morn se tiergen teggen Uhr gäiht Broß wägg. Schnüsen in der Hand, he woll ut de Nordhauernbuer äin Schwien halen. Äinen Wagen bruke he nich, he menne äin gottet Strick döiht auk wat. Os he Nommedags ümme veer Uhr no nich to Hus was, menne Piepvurgel ut de Kerskerigge: „He sall woll pülken un met dän Schwien in'n Graben liggen.“ He was käin Antialkoholicker. Giergen 6 Uhr kamm he ohne Schwien in de Kerskerigge an, kriedewitt, de Schweit läip em an'n Kopp herunner, un et was doch frösterich Wiar in'n November. Broß birwe an'n ganzen Liewe. „Broß, wat is Die, wat is met Die passeert?“ Ich kann nich seggen, ick bin förrig met de Welt, mak de Dür faste tou, domet käiner methiert. Ick häf, ick häf, hä, ick kann nich seggen, ick häwwe äinen dautschlagen. O, dat Blout, o, dat Blout, dat stäiht mie ümmer no vo Augen. Diedelken, dou mi äinen Gefallen, votelle nix, ick vöschwiene glieks.“ Diedelken kann ja woll schwiegen, ouwer Liebheirich siene Frubben nich, de öllis up de Deri met heiert hadde.

In teggen Minuten wußt de halbe Buschk, dat Broß äinen daut schlagen hadde. Dössen starken Kerl truwwe man dat woll tou. Giergen half sebben kamm de Putz von de Berlinerstraute un in de Kerskerigge. Broß woll ut de Achterdüer no de Mürnstraute herut, löppt ouwer dän Schandarm, de von Achtern int Hus kamm, baule ümme.

He kamm ouwer nich bis in de Drift. Bi Buernschnieders hadden se em bi'n Schlafitken. Nu was ja käin Twiewel, käine graute Vonehmungen, Broß hadde äinen dautschlagen, woll utrieten.

Wo ligg de Daue? „Herr Wachtmester, ick will ja ölls bekennen. Ick häwwe ölls bi de Füllhütten (Meier Nordhorns Hof) unner de Braken packet.“ Saligmann, wat vondage Anton Eser is, moß Esel anspannen un dann Putz un

Schandarm un dräi mannfeste Lue (Diedecken, Liebheirich un Piepvurgel) met in de Nordhauernbuer. Metlerwiele hadde sikk dat wie so'n Laubfüer in ne Stadt herümmekürt. Broß von Buske häf äinen dautschlagen, he woll utkniepen, ouwer se hätten. Jau, nu ging de Küerigge up'n Buske von Hus to Hus. „Jau“, segg de Buernschniederske, „wo kann man ok so'n Mensken beherbergen, de äinen dautschlött. Ick häwwe mi dat öll dacht, dat sowat passeert, de Rür häf leste Nacht so hüht.“

Nu wörn de Obrikkäit un de Dautschliarger met Sturmlichtnen Wagen un Esel bi de Füllhütten ankommen. Richtig, do lag äin Placken Blout, et was to Is fruarn un wat wittet met Braken toudeckt. Et saug isig ut. De mannfesten Büsker packen de Braken utn-anner. De Sturmlichtnen schmeit dän Schien un dat witte. Erst schuddern sikk ölle. Doch wat is dat? Äin daut Schwien. Piepvurgel ut de Kerskerigge segg nohiar: „Ich dachte, de Schandarm hedde dän Broß baule upfrärten, so wütend was de.“ Broß bleif ouwer ganz ruhig un segg: „Herr Schandarm, douhn se mi män de Hanne frigg, damet ick met anpacken kann. Dat Ouß von Schwien woll nich ma laupen, do häwwe ick em met de Schnüßen äinen von Kopp girben, et fell ümme un do häwwe ick et afsterken, dat is ölls. Ick dachte up dösse Ort un Wiese kriegs Du dat Schwien am lichtförrigsten no Hus. Lautet us nich so lange stauhn, wie wiet uplahn.“

Lange is in Gütsel nich ma so lacht worn. Selbstverständlich gaf dat no äin Nauspell von'ne Obrikkäit. Broß kreig wegen groben Unfug dräi Dahler Geldstrafe evtl. dräi Dage Haft. De Flurschütz hadde Broß ouwer öll in äinen annern Falle fo unpfändbar erklärt, deshalb moß he de dräi Dahler in „Sitten abbetahlen“. Ja, ouwer nich in „Sitten“ öll vondage. Dat doumaulige Rauthus was nich nur Hus vo de Städt. Verwaltung un Kasse ok use Amtsgericht was doumauls do inne unnerbrocht, de Wohnung von Bürgermester Mangelsdorf un in'n Erdgeschoß wonne de Putz un twäi bis dräi Zellen wörn fo kläine Haftstrafen un fo Obdachlose. Wenn man doumauls nich ut kamm, nam man dat Spritzenhus, tiergen Rauthaus an de Königstraute met in Anspruch. Broß word fo dräi Dage an de Arbäit kriegen. De sog. Ahikümpe fo de verschiedenen Aftritts müssen met'n Stellfett utlahn un wägbrocht wärn. Dat was doumauls „Strafverbüßung für Groben Unfug“.

F. Heißmann

Es geschah in der Stadt Gütersloh

August 1978

- Die von der Stadt in Zusammenarbeit mit der „Meie-Stiftung“, die 50 % der Kosten trägt, herausgegebenen Kontakt-Scheckhefte für die Angehörigen der britischen Stationierungstreitkräfte werden von Stadtdirektor Dr. G. Wislath und Bürgermeister H. Kollmeier im Rathaus vorgestellt.
- Im Rahmen eines von rd. 6 000 Besuchern wahrgenommenen „Baustellenfestes“ hatte die Bevölkerung eine erste Gelegenheit, das Gelände der „Stadthalle Gütersloh“ zu besichtigen und kennenzulernen.
- Schon wieder einmal wurde bei Tiefbauarbeiten eine 50-kg-Bombe als Relikt aus dem 2. Weltkrieg entdeckt, diesmal an der Ecke Schiedebrück-/Paul-Gerhardt-Straße.

September 1978

- In den frühen Morgenstunden vernichtete ein Großfeuer den Schwimmbad- und Saunabetrieb Gütesmeier in der Carl-Zeib-Straße. – An diesem Wochenende wurde der „Tag des ausländischen Mitbürgers“ begangen.
- Auf der Sitzung des Hauptausschusses der Stadt Gütersloh wurde u.a. beschlossen, mit Blick auf die zwei Städtepartnerschaften der „Deutschen Sektion des Rates der Gemeinden Europas“ beizutreten.
- Auf der Sitzung des Rates der Stadt Gütersloh wurde nicht nur der Haushaltsplan für 1979 eingebracht, sondern u.a. auch die Ablehnung der Durchführung eines Flurbereinigungsverfahrens im Raum Iselhorst-Nahorst gegen den Willen der Mehrheit der davon Betroffenen beschlossen.
- Zum 10. Male findet das „Volksgeschehen“ statt.
- In Anwesenheit des NRW-Innenministers Dr. B. Hirsch wurde die bis zum 30.9. laufende Polizei-Ausstellungs- und Informationswoche eröffnet, die von rund 100 000 Bürgern besucht wurde.
- und 26.9. hatte der Verein für westfälische Kirchengeschichte e.V. seine Mitglieder und Freunde zum „Tag der westfälischen Kirchengeschichte“ nach Gütersloh eingeladen. Besonderes Interesse und große Beteiligung fanden u.a. die Vorträge von Oberstudienrat Dr. Hübke über „Die Idee des Ev. Stift. Gymnasiums und ihre Verwirklichung in Gütersloh des 19. Jahrhunderts“ und Prof. Dr. H. Stob- Münster über Güterslohs „Weg vom Großkirchspiel zur Stadtbildung des 19. Jahrhunderts“.
- Die örtliche Post meldet den Anschluss des 20 000. Fernsprechteilnehmers.
- Die Molkerei Strothmann, das größte Privatunternehmen dieser Art im ganzen Land NRW, kann ihr 75. Geschäftsjubiläum feiern.
- Mit 80 011 Einwohnern (ohne die Angehörigen der britischen Stationierungstreitkräfte) überschreitet die Bevölkerungszahl der Stadt Gütersloh an diesem Tage seit längerer Zeit wieder die 80 000er-Grenze.

Oktober 1978

- Eröffnung der international besuchten 30. „Gütersloher Fortbildungswoche“ über neue psychotherapeutische Verfahren im westfälischen Landeskrankenhaus durch Landesdirektor W. Hoffmann.
- Zum Auftakt einer Tournee durch die Bundesrepublik gastiert die weltberühmte Moskauer Kammeroper mit einer vielbeachteten Deutschland-Premiere der Schochakowitsch-Oper „Die Nare“ im Gütersloher Theater.
- Festveranstaltung aus Anlaß des 100jährigen Bestehens des aus dem am 11.10.1878 gegründeten Vaterländischen Frauenverein hervorgegangenen DRK-Ortsvereins Gütersloh, dem auch eine schon am 16.10. eröffnete Ausstellung gewidmet war.
- Zu den Themen der Sitzung des Rates der Stadt Gütersloh gehörten u.a. die Betriebsatzung für die Stadthalle und die Betriebsform des Zentralen Omnibusbahnhofs.
- In den Morgenstunden wurde im Teich von Mohns Park die Leiche eines von zahlreichen Messerstichen getöteter 18jähriger Mädchens gefunden; die beiden Täter konnten wenige Tage später gefaßt werden.
- Zum Auftakt der Evangelischen Woche in Gütersloh (28.10.–5.11.) wurde im Heimathaus Gütersloh die bis zum 19.11. dauernde Ausstellung „Kirche in Gütersloh, Beiträge zur Geschichte des Kirchspiels und der kirchlichen Gemeinden“ eröffnet.
- Während im Fernsehen ein u.a. auch die Städtepartnerschaft zwischen Gütersloh und Broxtowe behandelnder Film „Freunde in Frankreich und England“ lief, versammelten sich rd. 400 besorgte Bürger in der Hauptschule Nord, um gegen den nördlich von Gütersloh geplanten Bau der A(utobahn) 47 zu protestieren.

November 1978

- Der Hauptausschuß des Rates der Stadt Gütersloh stimmt der Entscheidung des Stadtdirektors zu, künftig alle kulturellen Aktivitäten in einem neugeschaffenen speziellen und dem Stadtdirektor direkt unterstellten Dezernat unter Leitung von Günter Ochs zusammenzufassen.
- In der im Gütersloher Rathaus stattfindenden Sitzung des Kreisausschusses wurde einstimmig von allen drei Fraktionen die grundsätzliche Bereitschaft erklärt, zu gegebener Zeit die Einrichtung eines Kreisheimatmuseums unterstützen zu wollen, was darin zum Ausdruck gebracht wurde, erstmals für 1979 den Betrag von 50 000,- DM zum Ankauf geeigneter Sammlungsgüter zur Verfügung zu stellen.
- Der für Gütersloh wohl erste „Flitzer“, ein nur mit Schuhen, Sonnenbrille und Mütze „bekleideter“ junger Mann, wurde zum Tagesereignis und -gespräch in der Fußgängerzone.
- Die 1837 gegr. Buchhandlung F. Tigges gedenkt der vor 75 Jahren erfolgten Verlegung ihres Domizils vom Alten Kirchplatz in das heutige Haus an der Ecke Königstr./Hohenzollernstraße.
- Schon nach rd. 5 Monaten Bauzeit konnte auf dem Neubau der Vereinigten Verlagsauslieferung (-VVA) des Hauses Bertelsmann nahe der Autobahn in Speckard das Richtfest gefeiert werden. – In der Sitzung des Rates der Stadt Gütersloh wurde nicht nur über sieben Bebauungspläne entschieden, sondern auch eine Betriebsatzung für das Städt. Krankenhaus erlassen und der Wahlausschuß für die Wahl zum (neuen) Rat der Stadt am 30.9.79 gebildet.

Dezember 1978

- Eröffnung der aus Anlaß des 75. Geburtstages von Prof. Gerhard Ulrich (am 19. November) in den Räumen des Theaters bis zum 16.1.79 gezeigten Ausstellung von Arbeiten des Künstlers.
- Auf dem Berliner Platz wird eine von der „Werbegemeinschaft Gütersloh“ organisierte Original-Berliner Littfalsäule aufgestellt, die 50. ihrer Art in den Städten der Bundesrepublik Deutschland. – Am späten Nachmittag brachte – wie in der ganzen Bundesrepublik – auch in Gütersloh die seit Jahren größte Glatteis-Katastrophe den Verkehr vorübergehend zum Erliegen.

W. Lenz

Blick in Bücher, Bibliotheken und Archive

„HEIMATKALENDER KREIS GÜTERSLOH 1979“, Bildkalender mit 13 Schwarzweiß-Fotoblättern (Titelblatt und 12 Blätter mit monatlichem Kalendarium) im Großformat 27x39,5; Rhode Druck + Verlag oHG, Marienfeld 1978; 9,80 DM.

Ja, da ist er wieder, der nun bald schon als alter Bekannter zum Jahreswechsel erwartete Heimatkalender über den Kreis Gütersloh. Vertraut auch die Namen der Hauptfotografen Hagen Kraak und Gerhard Meiser, denen sich diesmal Gerhard Speckmann als Dritter im Bunde mit einem Bild hinzugesellt hat.

Die Themen der 13 Blätter: Abteikirche Marienfeld, der Holter Wald, Schloß Rheda, Probsteigebäude Clarholz, die Pfarrkirche St. Lucia in Harsewinkel, Berliner Platz und Alter Kirchplatz in Gütersloh, Haus Aussel, Eggerts Teich bei Steinhagen, die „Fuchshöhle“ in Wiedenbrück, die Landschaft bei Rietberg, Stockkämpen und die Pfarrkirche zu Halle. Alle Fotoblätter tragen auch einen informativen kurzen Text zur Erläuterung.

Dem Kalendarium vorangestellt ist ein gesondertes allgemeines Textblatt über den Kreis Gütersloh, „Ein Land, das noch zu entdecken ist“. Wie recht hat der Verfasser mit der Aussage dieser Schlagzeile, und schon beim

ersten Blättern in diesem Kalender die Entdeckungsreise beginnen. Möge dieser nicht nur technisch gelungene Kalender seinen ihm gebührenden Platz als Jahresbegleiter in möglichst vielen Häusern von Alt- und Neubürgern in allen Städten und Gemeinden unseres geschichtlich so interessanten wie landschaftlich schönen Kreises Gütersloh finden.

W. Lenz

IN EIGENER SACHE möchte die SCHRIFTFÜHRUNG der „GB“ folgende ERKLÄRUNG abgeben und um deren Beachtung bitten:

Bei der Besprechung „Zwei neue Wanderkarten“ auf S. 1006 im Heft 51 (August 1978) wurde u.a. auch die Differenz zwischen dem vom Landesvermessungsamt genannten Abgabepreis und dem höher liegenden Ladenpreis im Buchhandel angesprochen. Der Rezensent bedauert, es dabei versäumt zu haben, auf die für diese Preisdifferenz allein und auf den Pfennig genau ausschlaggebende Mehrwertsteuer hingewiesen zu haben. Es lag dem Rezensenten wirklich fern, dem Buchhändler in diesem Zusammenhang irgendwelche bösen Gewinnabsichten unterstellen zu wollen.

GERHARD SCHABBON: „Gütersloher Weihnacht im Wandel der Zeit“; 48 Textseiten und 4 Bildtafeln mit 6 Schwarzweißfotos; 2. Auflage 1978, Druck und Verarbeitung: Ludw. Flöttmann KG, erschienen im Flöttmann Verlag, Gütersloh; 7,80 DM.

Gerade rechtzeitig zum schönsten Fest des Jahres tauchte in den Schaufenstern des Gütersloher Buchhandels wieder das den Heimatfreunden schon auf den ersten Blick nicht ganz unbekannt, stimmungsvolle Winterbild der „Kleinen Packe“ auf dem Umschlag dieser ebenfalls schon bekannten Dokumentation des weihnachtlichen Brauchtums in der Dalkestadt auf.

Mit großer Freude stellt nicht nur der besonders an Volkskunde interessierte Heimatfreund beim zweiten Blick bald fest, daß es sich nicht etwa um restliche Exemplare der im November 1973 (damals bei der Druckerei Otto Fink) erschienenen 1. Auflage dieses Büchleins handelt, sondern um eine im Umfang erweiterte echte 2. Auflage, nun vom Flöttmann Verlag betreut und herausgegeben.

Geblichen sind Titel und Autor der hier zusammengefaßt vorgelegten Aufsätze zu diesem Thema und damit auch Art, Anlage und der wesentliche Inhalt dieses Büchleins, in dem uns das Gütersloher Brauchtum in der dunklen Jahreszeit zwischen Michaelis und Lichtmeß vorgestellt wird. Einen besonderen Schwerpunkt bilden dabei das in Deutschland bekanntlich einzigartige und in diesem Jahr wieder vom Turm der Martin-Luther-Kirche erklingende Nachtsangeläut, die (in der 2. Auflage wesentlich erweitert dargestellte) Geschichte des Wächter- und späteren Adventsingens sowie die altüberlieferte Uchte. Zur Abrundung dieser Thematik behandelt G. Schabbon auch in dieser 2. Auflage ferner wieder die über 250 Jahre alte Glockengießer-Entwicklung in Gütersloh sowie die nicht weniger reizvolle Geschichte des Spieker-Runds am Alten Kirchplatz.

Dank gebührt Herrn Schabbon ebenso wie dem Flöttmann Verlag für die Initiative zur Neuauflage dieses Büchleins, das hoffentlich den Weg in recht viele Weihnachtsstuben und Heimatbüchereien findet.

W. Lenz

DER MINDEN-RAVENSBERGER 1979. Ein Hauskalender für Heimatfreunde, herausgegeben für das Heimatgebiet Minden-Ravensberg in Verbindung mit dem Westfälischen Heimatbund, 51. Jahrgang; 160 S. mit zahlreichen Fotos und Zeichnungen; Deutscher Heimat-Verlag E. und W. Gieseck, Bielefeld-Bethel 1978; broschiert einzeln 8,40 DM (bei Sammelbestellungen ab 10 Ex. je 6,30 DM, ab 50 Ex. je 5,70 DM, ab 100 Ex. je 5,10 DM).

Wie „alle Jahre wieder“ mit gewohnter Pünktlichkeit erschien Mitte November die stets von vielen Heimatfreunden schon erwartete Neuauflage dieses beliebten Jahresbegleiters für das kommende Jahr, nun schon im 51. Jahrgang. Wieder lag die Schriftleitung in den bewährten Händen von Frau Dr. U. Niemann, und als Herausgeber zeichnen Dr. Karl Stork, der Leiter des ja auch den Kreis Gütersloh umfassenden Heimatgebietes Minden-Ravensberg, und Dr. K.-H. Sundermann, der Stadtheimatpfleger von Bielefeld. Aus der Feder von Dr. K. Stork stammt das einführende Geleitwort „Minden-Ravensberg, unsere Heimatlandschaft“, ein sehr informativer und lesenswerter Rückblick auf die bisherige Entwicklung der heimatpflegerischen Arbeit in unserem Raum.

Dem Thema „Auch das ist Minden-Ravensberg“ widmet sich das anschließende umfangreiche Kalendarium auf den S. 8–31, gestaltet von Rudolf Peter. Hier finden sich u.a. Fotos und textliche Kurzporträts von Haus Aussel, dem Hühnermoor und dem Antonius-Glockenturm von Oesterweg.

Blättern wir weiter auf der Suche nach interessanten Themen, so stoßen wir u.a. auf einen Bericht von Otto Walger über die beliebtesten heimatkundlichen Rundfahrten im Kreis Gütersloh, können nachlesen, warum Margarete Windthorst nicht auf einem Bauernhof zur Welt kam, besuchen das Archiv für Weserrenaissance in Minden, werfen einen Blick in die Firmen-Chronik des Miele-Unternehmens, blättern in einem alten Lexikon nach Stichworten aus dem Ravensberger Land, finden im Nekrolog einen Nachruf auf unseren unvergessenen Heimatkünstler August Koelkebeck u.v.a. kleine und größere Beiträge, auch Erzählungen und Gedichte für jedermann, der lesen kann.

Wenn Sie mich fragen, ich meine, auch diese Ausgabe des „Minden-Ravensberger“ ist in jeder Hinsicht gelungen und ihren Preis allemal wert.

W. Lenz

Herausgeber: Heimatverein Gütersloh e.V., 1. Vorsitzender Otto Walger, Wilhelmstr. 60, 4830 Gütersloh 1, Telefon (0 52 41) 45 01. Schriftleitung: Kreisheimatpfleger Werner Lenz, Schillerstr. 23, 4830 Gütersloh 1, Telefon (0 52 41) 3 55 85. Mitarbeiter dieses Heftes: Martin Asholt, Vormbaumstr. 5, 4800 Bielefeld 1; Josef Elbracht, Oelkerort 1, 4836 (Herzbrock-)Clarholz; Fritz Heilmann, Vennstr. 33, 4830 Gütersloh 1; Käthe Herbolt, Jüddeldamm 32, 4835 Rietberg 1; Dr. Waldemar Kramer, Berliner Str. 8a, 6370 Oberursel/Taunus; Werner Lenz, Schillerstr. 23, 4830 Gütersloh 1; Wilhelm Mader, Lindenstr. 16, 4837 Verl 1; Klaus Nordmann, Eichenallee 4, 4830 Gütersloh 1; Erich Pott, Berliner Str. 17, 4830 Gütersloh 1. Bildnachweis: Die Abbildungen stellen zur Verfügung: J. Elbracht (S. 1055); Ludweig Glimmann, Eichenallee 14, 4830 Gütersloh 1 (U. 1); K. Herbolt (S. 1045, 1046); Dr. W. Kramer (S. 1048, 1049, 1050, 1051); Wolfgang Riewe, Reckenberger Str. 10, 4830 Gütersloh 1 (S. 1042). Umschlag: Den Entwurf für die Titelgestaltung besorgte Wolfgang Zill, Am Turmchen 12, 4830 Gütersloh 1. Zuschriften und Manuskripte können an den Herausgeber oder an die Schriftleitung gesandt werden. Für den Inhalt der Beiträge zeichnen die jeweils genannten Verfasser verantwortlich. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Haftung übernommen. Nachdruck nur mit Quellenhinweis und Genehmigung des Herausgebers oder der Schriftleitung. Verlag: Flöttmann Verlag, Postf. 1704, 4830 Gütersloh 1. Herstellung: Lud. Flöttmann KG, Buch- und Offsetdruckerei, Berliner Str. 63, Postfach 1704, 4830 Gütersloh 1, Telefon (0 52 41) 2 80 81. Die Klischees lieferte Thomas und Kurzberg, 4800 Bielefeld. Bezugsbedingungen: Einzelheft 1,85 DM und Doppelheft 3,70 DM, Jahresabonnement 6,33 DM inkl. Mehrwertsteuer zuzüglich Porto. Bestellungen nehmen Buchhandlungen, der Verlag, aber auch Herausgeber und Schriftleitung entgegen.

Neuerscheinungen

Friedrich Fischer

Kreis Gütersloh

Dieser Bildband stellt in seiner Art die erste zusammenhängende Darstellung des Kreises Gütersloh dar. Format 34 x 24 cm, 4farbiger Umschlag, 160 Seiten Inhalt, über 300 Abbildungen mit treffenden Kurzbeschreibungen der 13 Städte und Gemeinden, 6farbige Wappenseite, 10 Seiten Chronik des Kreises mit 3 historischen Karten.

DM 38,-

Gütersloh und seine Penne

von Ludger Kerssen und Hagen Kraak
Ein Bildband, der die Geschichte des Ev. Stf. Gymnasiums dokumentiert.
Format 19 x 26,5 cm, 80 Seiten Inhalt.

DM 22,-

Gütersloher Weihnacht im Wandel der Zeit

Gerhard Schabbon, 2. Auflage 1978. Format 14,7 x 21 cm, 48 Seiten Inhalt.
In diesem Büchlein sind Überlieferungen und Bräuche früherer Jahrhunderte sowie Erinnerungen an vergangene Zeiten festgehalten.

DM 7,80

Verl – eine Gemeinde mit Zukunft

Friedrich Adämmer und Udo Graffunder.
Format 19,5 x 26,5 cm, 76 Seiten Inhalt.
Ein Bildband über die Gemeinde Verl mit Texten über den geschichtlichen Werdegang des Ortes.

DM 22,-

Außerdem sind im Flöttmann Verlag erschienen:

Gütersloh heute

Ein Bildband von Hagen Kraak und Gerhard Meiser
124 Seiten Inhalt mit Vorwort der Stadt Gütersloh, 112 Bildseiten mit über 150 Abbildungen

DM 28,-

Gütersloh – wie es war

Der Bildband vom alten Gütersloh, 130 Seiten Inhalt

DM 28,-

Use Gütsel

von Ludwig Grabemann †
Plattdeutsche Erzählungen und Gedichte, 144 Seiten Inhalt

DM 24,-

Mümmelmann's Geschnupper

Der beliebte Gedichtband mit seinem deftigen westfälischen Witz und Humor
in gereimten Kurzgeschichten, 3. Auflage – 156 Seiten Umfang

DM 12,-

Rietberg – Porträt einer ostwestfälischen Stadt

80 Seiten Inhalt

DM 22,-

Stadtplan Gütersloh

14. Ausgabe 1978
auf Dämmplatte aufgezogen

DM 4,30

DM 52,-

Stadtplan Rheda-Wiedenbrück

2. Ausgabe

DM 4,80

Stadtplan Rietberg

1. Ausgabe

DM 3,80

Stadtplan Borgholzhausen

1. Ausgabe 1978

DM 4,80

erdgas

Gütersloh genießt
schon die Wärme, die einfach da ist.



Die Hälfte aller Haushalte in unserem Versorgungsgebiet hat Erdgasheizung. Auch für Sie ist Erdgas immer da, wenn Sie es brauchen. Frei Hausanschluß und im Handumdrehen. Mit Sicherheit zu einem vernünftigen Preis. Erkundigen Sie sich doch bei uns. Wir sagen Ihnen alles über die preiswerte Anschaffung, die problemlose Installation und die Finanzierungshilfen.



STADTWERKE GÜTERSLOH

f.öttmann

*Erlesene
Briefpapiere*

in eleganten Packungen

Geschenkpapiere

in farbschönen Dessins

Glückwunschkarten

in reichhaltiger Auswahl

Papierservietten

in bildschönen Mustern

Familiendrucksaachen

in individueller Gestaltung

Verlobungskarten

Vermählungsanzeigen

Geburtsanzeigen

Dankkarten

Traueranzeigen

Trauerdankkarten

Das Fachgeschäft für
exclusive Papierwaren
Gütersloh · Berliner Straße 63